Ein Kaufmann.

Erster Theil.

Ein Kaufmann.

Hamburgisches Sittengemälde

von

W. Christern.

Erster Theil.

Hamburg und Altona 1856.

Verlags-Bureau.

Carl Fischer's Buchdruckerei.

1. Erneuerung alter Geschäftsfreundschaft.

Es war im Jahre 1849, an einem heiteren Augusttage, Mittags um die Börsenzeit. Die Glocke auf dem Thurme der St. Catharinenkirche schlug ein Uhr.

Die sonst so stillen und verödeten Straßen, in welchen der Großhandel seinen Sitz hat, zeigten plötzlich ein ungewöhnliches Leben und Gedränge. Die Thüren der großen, finsteren Kaufmannshäuser wurden aufgerissen und zugeschlagen. Alles strömte und drängte nach einer Richtung hin. Es war offenbar die höchste Zeit, wenn man, ohne Erlegung der vier Schillinge Sperr- und Strafgeld, noch in die Hallen der Börse hinein wollte.

Kaum waren fünf Minuten verflossen, und diese Straßen waren wieder so stille und verödet, wie vorhin, ehe es vom Thurme ein Uhr schlug. Keine Person des Handels, nicht einmal ein Quartiersmann war in den langen, ernsten und düsteren Staßen mit den hohen, von Zeit und Wetter geschwärzten Häusern zu erblicken. Keine Thür regte sich. Keine Thürglocke klingelte. Es war Alles stumm, verlassen nnd wie ausgestorben.

Diesen Augenblick schien ein Mensch abgewartet zu haben, den man kurz vorher im Gedränge der Börsenbesucher nicht beachtet hatte. Er erschien auf der leeeren Straße

wie vom Himmel gefallen, nicht blos durch seine Verlassenheit, sondern auch durch sein ganzes Aeußere.

Es war ein Mann von gut sechszig Jahren, eher klein als groß, mit stark hervorstehenden Schulterknochen. Seine Gesichtszüge waren gelblich-aschgrau, von einem matten, blassen Glanze. Hinter den sonderbar aufgedunsenen Wangen ruhten in tiefen Höhlen zwei unheimlich blinzelnde Augen.

Noch seltsamer aber als diese geheimnißvollen Gesichtszüge war sein ganzer Anzug. Er hatte das Merkwürdige, daß nicht allein kein Stück zu dem andern paßte, sondern Alles wie durch die drolligste und humoristischste Laune zusammengesucht schien. Die sogenannte „Judenbörse" konnte es nicht bizarrer und buntschecfiger liefern. Die Hose war schmutzig-grau und dabei sehr abgeblichen und verschoffen, aber von einem Schnitt, der vor zwanzig Jahren offenbar sehr modern gewesen war. Breite, seidene Besatzbänder von unbestimmter, vergilbter Farbe liefen an beiden Seiten herunter und endigten in einer Art Zunge, indem sogenannte Sprungriemen, die jetzt aber fehlten, früher offenbar den Schnitt der Hose verzerrt und verzogen hatten. Was das Komische dieser durch ihre Roccocoform ehrwürdigen Hose aber noch vermehrte, war ihre Kürze, indem sie weit davon entfernt war, bis auf die Füße hinab zu reichen. Der abgeschabte, fast glänzende Rock, welcher in seiner Jugend vom schönsten Olivengrün gewesen zu sein schien, mochte zu seinem ursprünglichen Besitzer einen Buckligen oder Verwachsenen gehabt haben, denn auf dem Rücken dessen, der ihn jetzt trug, zeigte er eine auffallende Bauschung, die auch der stark gekrümmte, natürliche Rücken nicht auszufüllen vermochte. Die Weste war offenbar noch älter, als Rock

und Hose und machte sich viel wichtiger und breiter als jene Beiden. Ihr Kragen ging fast über den Rand des Hutes hinaus und auch vorne trat sie mit ihrem altmodisch, violet geblümten Piqué ungewöhnlich und weit aufklaffend über die Ecken des Rockkragens hervor, um ein sehr grobes leinenes Hemd, das aber ziemlich sauber gewaschen war, zur Schau zu stellen. Um das Abenteuerliche dieses Anzugs zu vollendeu, waren die Stiefel, sogenannte Schmierstiefel, vom allergröbsten Caliber und der Hut, mit einem ungewöhnlich breiten Rande, oben so weit sich ausdehnend, daß er große Neigung zu haben schien, seinem Träger zugleich als Regenschirm zu dienen.

Dieser Mensch wurde also jetzt plötzlich in der ganz wieder vereinsamten und verödeten Straße sichtbar, und schien vor einem der hohen und düstern Häuser Posto gefaßt zu haben. Er warf noch einen flüchtigen Blick durch die leere Straße hin und verschwand dann mit großer Sicherheit und Ruhe durch die Thür jenes Hauses.

Es war eine große, finstere Kaufmannsdiele von ungewöhnlicher Tiefe. An den Seiten standen leere Packkisten auf einander gestapelt und verdeckten noch die beiden Fenster neben der Hausthüre, so daß man im Hintergrunde eine Treppe, einen Briefkasten und eine Stiege von zwei Tritten, welche zu einer mit der Inschrift „Comptoir" verzierten Thüre führte, kaum deutlich bemerken konnte.

Vor dieser Thür stand jetzt der Unheimliche, der, wie wir vorhin gesehen haben, mit ruhigen und sicheren, wie an Treppe und Haus gewöhnten Schritten, in das Letztere hinein ging. Mit gleicher Sicherheit und Ruhe holte er jetzt aus einer der hinteren Rocktaschen einen Schlüssel

hervor, öffnete die Thür und ging, als wäre er der Herr des Comptoirs, in dasselbe hinein.

Damit dem Leser nichts dunkel und unverständlich bleibt, und wir seine Aufmerksamkeit wie sein Interesse nicht stören, glauben wir ihm über die soeben in das Comptoir getretene Persönlichkeit, welche wir der kurzen und deutlichen Bezeichnung wegen von nun an Kracke nennen wollen, wenigstens die Erklärung zum Voraus geben zu müssen, daß wir es hier mit einem Bewohner der „Uhlenhorst", oder vielmehr des Werk- und Armenhauses, welches bekanntlich seit dem großen Brande nach jenem reizend perspectivischen Punkte am Ende drr Außenalster verlegt wurde, zu thun haben.

Kracke hatte an dem oben näher bezeichneten Tage Erlaubniß erhalten, das Werk- und Armenhaus, in welchem er, wie die meisten Andern, aufgenommen war, weil er behauptete, sich nicht ernähren zu können, zu verlassen, um sich einmal wieder in der Stadt umzusehen, wo möglich alte Bekannte zu besuchen, sie um etwas Geld abzustrafen, und so sich einen guten Tag zu machen. Daher war er auch mit diesem bizarren und buntscheckigen Anzuge versehen, welcher in allen einzelnen Bestandtheilen aus Erbstücken bestand, welche Jene, die angeblich aus Altersschwäche oder am Marasmus senilis gestorben waren, entweder ihm persönlich oder den übrigen Mitüberlebenden hinterlassen hatten, und welche an solchen Ausgangstagen, des anständigen Erscheinens in der Stadt wegen, sorgsam zusammengesucht oder auch von anderen Erben zusammengeliehen wurden. Daher ihre abenteuerliche Mannigfaltigkeit in Schnitt und Farbe.

Versuchen wir jetzt näher die innern Räumlichkeiten

zu schildern, in welche Kracke so auffällig und ohne Umstände eingedrungen ist; doch nicht, um einen gewöhnlichen, gemeinen Diebstahl zu vollbringen, vermittelst eines Dietrichs einige Hundert Mark aus einem Pulte zu entwenden, nein, sein Zweck und seine Absicht gingen, wie wir bald sehen werden, viel höher. Er hatte von jeher, unter der Maske von Treue und Frömmigkeit, sich nur an große und kühne Griffe gehalten, und deshalb war er auch nicht etwa auf Lebenszeit und durch richterliche Gewalt in's Zuchthaus gesteckt worden, sondern hatte er sich selbst dem Werk- und Armenhause überliefert, um dort unter Armen und andern Heruntergekommenen seine letzten Tage zu vollbringen und gelegentlich sich an einem freien Tage die alten Triumphplätze seines vorigen prächtigen und schwelgerischen Lebens anzusehen oder — auch nochmals nach Lust und Laune den gewohnten Schwindel zu versuchen. Wie aber kam unser Bewohner der Uhlenhorst zu dem Comptoir-Schlüssel? Die Beantwortung dieser Frage mag der Leser aus dem Verlauf der Erzählung entnehmen.

Hinter dem Comptoir also mit seinen Pulten, Börtern, Schränken, dickleibigen Handlungsbüchern und eisernen Geldkisten, befand sich noch ein anderes, aber kleineres Zimmer, dessen Thüre kaum einen Fuß weit geöffnet war. Die hohen Wände waren mit grauen, zum Theil schon zerrissenen Tapeten bekleidet und ein in diesem alterthümlichen Bau ziemlich hoch angebrachtes Fenster warf nur ein mattes Licht in das Innere des Gemaches. Alte Gemälde von dem einst in Hamburg lebenden Tischbein und Scenen aus der Bibel darstellend, bedeckten die Wände, und, um Geschmack und Kunstsinn des Besitzers noch mehr

zu verrathen, stand auf dem Schrank- und Vortgerüste des Schreibtisches ein alterthümlich aus Bronze gegossener Christus am Kreuze, während man seitwärts durch noch eine Thüre, welche neben dem Schreibtisch halb geöffnet war und durch das dort zu erblickende Bett ein Schlafgemach zeigte, Gemälde ganz anderer Art, nämlich zweideutige Scenen und nackte, jungfräuliche Gestalten darstellend, erblicken konnte. In einer Ecke des kurz vorher beschriebenen Mittelzimmers befand sich an der Wand ein kleiner hölzerner Sockel, auf dem ein Waschbecken stand, und über demselben zeigte sich der messingene Hahn einer Wasserröhre. Vor dem Schreibpult stand ein Drehstuhl und in diesem saß ein kleiner, aber ziemlich wohlbeleibter Mann, an dessen grauen Haaren man erkennen konnte, daß er die Siebenzig schon erreicht habe. Seine Füße ruhten in einem Korbe, der mit Schafpelzen ausgefüttert war, während der ganze Körper matt zurück gelehnt, die Augen geschlossen waren und die bleichen Gesichtsmuskeln von Zeit zu Zeit zusammenzuckten. Er war offenbar krank oder kränklich angegriffen und schien geschlummert zu haben. Durch das Geräusch an der Thüre war er erwacht.

„Ist die Börse schon aus? Wie stehen die Metalliques?" fragte er mit matter Stimme, ohne die Augen zu öffnen.

Ohne zu antworten näherte sich Kracke dem Schreibtisch und betrachtete den dasitzenden Frager mit kalten Blicken. Der vielleicht an Gicht, Podagra und Steinschmerzen Leidende, den wir Vogelsang nennen wollen, schlug die Augen auf und starrte ängstlich und verwunderungsvoll den Eingetretenen an.

Es trat eine Pause von mehreren Minuten ein, während welcher weder der Eine noch der Andere ein Wort hervorbrachte.

„Was will Er? Wie ist er in mein Comptoir gekommen?“ — brach endlich Vogelsang das Schweigen.

Kracke verzog seine Lippen nur zu einem höhnischen Lächeln und schwieg.

„Ich frage, was Er hier will?“ fragte Vogelsang mit merklicher Anstrengung, indem ein Ausdruck des Schmerzes über sein Gesicht zuckte, er seine Lippen zusammen kniff, mit der Hand erst nach dem Unterleibe und dann nach den Beinen fuhr.

„Stell' Dich doch nicht, als wenn Du mich nicht mehr kennst“, erwiderte jetzt Kracke mit eiskalter Ruhe und pflegmatischer Bitterkeit. „Was ich will, alter Compagnon und Geschäftsfreund? Geld von Dir haben, — auch mal wieder ein Geschäft anfangen, und zwar in Amerika. — Es gefällt mir nicht mehr auf der Uhlenhorst“, fuhr er nach einer Pause fort, in welcher er von Vogelsang eine Entgegnung erwartet hatte. „Ich wär ein Narr, daß ich in jene armselige Anstalt aufgenommen zu werden verlangte, weil ich glaubte, weder Freunde und Gönner mehr zu haben, noch mich ernähren zu können. Warum soll ich dort Schwarzbrod mit warmem Wasser und Rumfordsche Suppe hinunterwürgen, da ich mich noch stark genug fühle, um wie Du Gänseleberpasteten zu essen und Champagner zu trinken. Ich will mir heute einen lustigen Tag machen, ich will wieder aufleben, die alten Bankerotte und Bacchanalien sind vergessen, ich erstehe wie verjüngt aus der Erde und — Du sollst mir Geld geben.“

Vogelsang wurde im Gesicht blau angeschwollen, seine Augen schienen zu erlöschen vor innerer Aufregung, als sollte er ersticken oder vom Schlage getroffen werden.

Sein angeblicher alter Geschäftsfreund und Compagnon betrachtete diese Veränderung an ihm mit kaltem, höhnischen Lächeln.

Als er sich wieder erholt hatte, versuchte er, um Hülfe zu rufen, aber der Schmerz erstickte seine Stimme.

„Spare doch Deine Mühe", fuhr Kracke fort. „Du weißt ja, daß sie alle zur Börse sind, und diesen Augenblick habe ich benutzt, um Deine Frömmigkeit und Milde, mit der Du immer Wittwen und Waisen bedacht hast, in Anspruch zu nehmen. Was sollte ein Hülferuf Dir nützen? Bei dem ersten Laut würde ich Dich mit diesem Stein — dabei zeigte er einen mehr als Faust großen Stein, den er in ein Taschentuch gewickelt, aus der Tasche zog — in die Schläfe schlagen, daneben zum Ueberfluß dem Hahne der Wasserröhre noch den Kopf abschlagen, die ganze Stube, welche ich vorsichtig wieder verschlossen, liefe voll Wasser, und Du müßtest, vorher schon betäubt vom weichen Drehstuhl gesunken, versaufen wie eine Ratte. Es hieße dann hinterher, die Wasserröhre sei gesprungen und Niemand erführe das Geringste von meinem Hiersein."

Diese mit satanischer Ruhe und Gleichgültigkeit abgegebene Erklärung brachte den Kaufmann wieder zu sich selbst und er sagte deshalb mit erzwungener Gelassenheit:

„Wie bist Du in mein Comptoir gekommen?"

„Nun, als alter Compagnon mit dem alten Schlüssel. Warum sollte ich den weggeworfen haben? Ich konnte ja nicht wissen, wie er mir noch einmal dienen konnte."

Jetzt öffnete Vogelsang eine Schieblade seines Schreibtisches und sagte:

„Ich will Dir ein paar Thaler geben; dann störe mich nicht weiter. Ich bin nicht wohl!"

„Ein paar Thaler?" lachte Kracke mit verächtlichem Stolz. „Sechszehntausend Mark Banco will ich von Dir haben, und daß Du mir diese mit alter Milde, christlicher Liebe und Frömmigkeit gerne und bereitwillig giebst, dafür bürgen mir diese Papiere."

Dabei zog er aus seiner hintern Rocktasche ein Convolut Manuskript.

„Welche Papiere?" versetzte Vogelsang.

„Dieses Manuskript", erwiderte Kracke, welches die Chronique scandaleuse unseres Geschäftsbetriebes enthält, unsere gemeinschaftlichen Fahrten und Abenteuer, obwohl die Ehre ihrer Erfindung mehr Dir als mir zukommt, und welche die gesinnungslose Welt ebenso viele Gaunereien und Schwindeleien nennen würde, falls sie aus diesem Manuskript wirklich an das Tageslicht kommen sollten. Den Inhalt kennst Du also und darum meine ich, daß Du mit der Leistung von sechszehntausend Mark Banco keine Umstände machen wirst, falls Du es vorziehn solltest, lieber als frommer Ehrenmann zwischen Deinen vier Wänden als — im Zuchthause oder vielleicht gar unter dem Beile zu sterben."

„Nun, ich will Dir hundert Mark geben", sagte der Kaufmann, „und das Manuskript ist theuer genug bezahlt."

„Mir ist es, wie gesagt, sechszehntausend Mark Banco werth," versetzte Kracke mit beißendem Frohlocken, und wiegte das Manuskript in seiner Hand.

„Gut, dann packe Dich und ich werde Dich als elenden Pasquillanten zu fangen wissen sammt Deinem Manuskript. Laß es übrigens einmal sehen" —

„Da — überzeuge Dich von der Treue der Darstellung", sagte Kracke und gab es gleichgültig hin.

Der Kaufmann griff in seine Schieblade, holte daraus vier sogenannte Zehnthalers-Tuten hervor und sprach: „Da nimm! Das Manuskript ist jetzt entweder so mein oder ich — weiß es zu vernichten."

„Was würde das Dir helfen?" entgegnete Kracke mit immer gleicher Kälte und eiserner Ruhe. „Meinst Du, ich wäre so leichtsinnig, mein ganzes Vermögen auf eine Karte zu setzen? Das Manuskript existirt doppelt. Erreiche ich mit diesem einen meinen Zweck nicht, so ohnfehlbar mit dem andern. Ein verdorbener Advokat, der auch eine Herberge auf der Uhlenhorst gefunden hat — vielleicht kennst Du ihn ebenso gut als mich, von den früheren Curatelen und Pupillenangelegenheiten her — Dieser hat es mir in duplo ausgefertigt, und daß er es treu und pikant genug ausgeführt hat, dafür bürgt seine Feder und seine Klugheit."

„Nun", sagte endlich Vogelsang mit einem Seufzer und scheinbarer Ergebung in sein Schicksal, „nimm vorläufig diese vierzig Thaler, aber blos zum Kaufgeld auf den abgeschlossenen Handel. Sobald mein Buchhalter von der Börse kommt, soll er Dir die gewünschte Summe einhändigen in guten Obligationen und Staatspapieren. Das Manuskript behalte ich. Der Ankauf wird mir schwer, allein — Du hast mich ja in Deiner Gewalt, weil Du es doppelt besitzest. Darum aber versprich mir durch Unter-

schrift und Siegel, daß Du davon keinen Gebrauch machen willst."

„Das soll geschehen. Du kannst Dich auf meine Redlichkeit verlassen."

„Und Du auf die meinige. In drei Stunden hast Du die Summe. Wo bist Du zu treffen?"

„In der Davidstraße „auf dem Berge", im „Flaggenkeller."

„In dieser Gegend — !?" —

„Ich verkehre dort einmal, wenn ich meinen freien Tag habe; der Genevre ist dort am besten und die rohen, robusten Mädchen machen mir Spaß."

„Gut. Geh' nun aber, die Börse wird gleich aus sein; meine Comptoristen oder der Buchhalter könnten uns überraschen. Du verschließest die Thür doch wieder?"

„Versteht sich, wie ich sie gefunden habe."

Damit ging er.

Man hörte den Schlüssel zwei Mal umdrehen. Vogelfang fuhr unwillkürlich zusammen, als er einen flüchtigen Blick in das Manuskript hinein warf und sank dann erstarrt und erschöpft in den weich gepolsterten Drehstuhl zurück. Nach zehn Minuten wurde die Thür des Comptoirs abermals aufgeschlossen und der Buchhalter trat ein.

Der Kaufmann rief ihn mit schwacher, tonloser Stimme und gab ihm den Auftrag, doch baldmöglichst den Makler Kapphusen zu ihm kommen zu lassen, weil er Wichtiges mit ihm zu sprechen habe. —

Dieser Makler Kapphusen war früher Fallitenbuchhalter gewesen und jetzt die vertrauteste Person, mit welcher Vogelfang seit einer Reihe von Jahren schon so Manches

durchgesetzt hatte und bei dem er sicher sein konnte, daß er gewisse geheime Aufträge, welche in ihrer Ausführung so verborgen bleiben sollten, wie die Bergung des Grabes, mit der größten Treue und Gewissenhaftigkeit ausführte. Kapphusen's solide Brauchbarkeit war zuerst erprobt worden, als es sich um den Verkauf eines Hauses handelte, in dessen Besitz Vogelsang zu kommen wünschte. Die Vorgänge dieses geheimnißvollen Geschäftes kamen damals nicht an das Tageslicht, doch werden wir später darüber noch einige Lichtblicke erhalten. —

Es ist indessen Zeit, daß wir sehen, wo unser Ehrenmann Kracke geblieben ist, der sich, wie oben gesagt, einmal wieder einen vergnügten Tag machen wollte. Wir finden ihn im „Flaggen-Keller" wieder.

Dies ist eine ziemlich tiefe und dunkle Spelunke mit einem sehr schmalen und beschränkten Eingang, „auf dem Berge", und wird in der Regel nur von spanischen und dänischen Matrosen besucht. Drei Mädchen, in dem jungfräulichen Alter von 35 bis 49 Jahren, bilden die weibliche Bedienung und Unterhaltung, und suchen durch stark gefärbte und geölte Haare, mit Ziegelmehl geröthete Wangen und durch einen grellen und bäurischen Putz dem Innern des Kellers eine besondere Blüthe und Lebendigkeit zu geben, wogegen die russigen Gesichter und theerfetten Hände der „Jungens" einen seltsamen Contrast bilden.

Gegend Abend erschallten im „Flagen-Keller" die grellsten Lieder und kreischendsten Stimmen. Es war eine originelle Rohheit und fremdartige Wildheit, die sich hier kund gab.

Warum Kracke, wenn er sich von der Uhlenhorst einen freien Tag machte, grade diesen zweideutigen Keller

„auf dem Berge" besuchte und unter den abschreckendsten Theerjacken verkehrte? Wir haben oben schon gesagt, daß es in dieser Höhle frivolster Matrosen=Wirthschaft, nach seiner Ansicht, den besten Genevre gab. Er glaubte deshalb nur hier starke Genüsse und leibliche Befriedigung zu finden, nachdem er, aufgenommen auf der Uhlenhorst, mit der ganzen Welt zerfallen war, und keine weitere Aussicht hatte, den Bacchanalien nach alter Weise zu fröhnen. —

Als Kapphusen mit stolpernden Schritten und forschenden Blicken eintrat, saß Kracke hinter einem der kleinen, einst braun angemalt gewesenen, aber jetzt sehr wackeligen Tische, denen man es an den vielen Rissen und Nägeln, auch in dem Zwielicht, auf den ersten Blick ansehen konnte, daß sie schon oft als Schild und Spieß gedient und manche blaue Stelle oder zerschlagenes Gehirn herbeigeführt hatten. Neben ihm saß die „schwarze Kunigunde", welche ihren gelben, starkknochigen Arm sehr zärtlich um seinen Nacken geschlungen hatte, und vor ihm stand ein volles Glas Genevre.

Der Makler musterte diese Gruppe mit schlauen Blicken und bemerkte nicht ohne geheimes Vergnügen, wie weit sein Opfer schon gediehen war, um nach Wunsch mit ihm verhandeln zu können. Er nahm einen hölzernen Stuhl, forderte sich ein Glas Gin, und setzte sich der vorerwähnten zärtlichen Gruppe gegenüber.

Kracke sah ihn mit starren, sonderbar glasurten Augen an und schien dunkel zu ahnden, warum es sich bei diesem hier fremdartigen und ungewohnten Besuche handele. Seine ohnehin schon sehr sonderbar gerötheten Wangen bekamen plötzlich einen unheimlich belebten Ausdruck. Er zwickerte,

und offenbar nicht ohne Mühe, mit den tiefliegenden' sonderbar unter Geschwulst und Aufgedunsenheit zusammengekniffenen Augen, und der Makler, den Sinn dieser Zeichensprache ohne Zweifel verstehend, that dasselbe.

Die „schwarze Kunigunde" beobachtete diese Zeichensprache nicht ohne Mißgunst, und da sie bereits bemerkt, daß Kracke heute außerordentlich und ganz ungewöhnlich stark bei Kasse sei, so daß sie unwillkürlich auf die niedrigsten und ehrenrührigsten Vermuthungen gekommen war, zog sie nicht ohne Groll und einige höhnisch hingeworfene Worte ihren Arm zurück und entfernte sich.

Diese Gelegenheit hielt der Makler für sehr passend, um sich seinem Schlachtopfer näher zu bringen, und zur Einleitung zog er aus der Brusttasche, doch nur bis zur Hälfte, ein sorgfältig zusammengelegtes Papier hervor, auf welches Kracke einen wunderbar gierigen und stechenden Blick warf.

Es war abermals eine — scheinbare — Verständigung vor sich gegangen; ob und wie Täuschung, wird der Verfolg des Hergangs lehren.

Der Zweck des Maklers war indessen erreicht, ohne daß er ein Wort gesprochen hatte, und davor hatte er sich mit großer Schlauheit und Vorsicht gehütet, weil er aus Erfahrung wußte, wie lebensgefährlich es sei, den zärtlichen Mädchen von 35 bis 49 Jahren ihre Gäste und Liebhaber, den im Gurt mit scharfen, blanken Messern bewaffneten theerigen Jungen und Spaniolen ihre Freunde und Gönner abspenstig zu machen.

Nach der seligen Betäubung und Schwankung zu urtheilen, welche Kracke in seinem ganzen Wesen zur Schau

stellte, konnte man ermessen, daß er schon eine bedeutende Gläserzahl voll Genever zu sich genommen hatte.

„Wollen wir jetzt hin?“ — sagte Kapphusen mit merklicher Betonung und ruhiger Entschlossenheit, als handle es sich hier um die Ausführung eines geheimnißvoll wichtigen Unternehmens.

„Mir recht“, lallte Kracke, den Sinn und die tiefere Bedeutung dieser so gestellten Frage errathend.

Beide erhoben sich und verließen den „Flaggen-Keller.“

Wenn Kracke durch den vielen genossenen Genever seiner Besinnung auch nicht vollständig mehr mächtig war, indem er bereits der Nachhülfe bedurfte, um die Treppe des „Flaggen-Kellers“ hinauf zu kommen, so hatte er doch ein dunkles Gefühl davon, daß es sich hier um Mittheilung der bewußten Werthpapiere handele, welche, wie er glaubte, der Makler ihm zu seiner Freude und Beruhigung im Keller schon zur Hälfte andeutend gezeigt hatte.

Im Vorgefühle eines solchen Besitzes wurde sein ganzer Körper plötzlich wie von einem heftigen Fieberschauer geschüttelt; er stand auf der Straße still, schlug die beiden Arme auf der Brust über einander, zog den Kopf zwischen den Schultern hinab und lächelte auf eine zugleich spöttische und triumphirende Weise vor sich hin, als wolle er dadurch andeuten, welchen Sieg er heute errungen und wie er durch ein kühnes Experiment, zu seiner freudigen Selbstbefriedigung, auf einmal wieder ein Capitalist geworden sei.

Dann sagte er, plötzlich wieder eine andere und gebietende Haltung annehmend:

„Nach der Uhlenhorst?! — gehe ich heute — daß ich ein Narr wäre! Pah! Uhlenhorst — adieu!“ —

Dann sich mit der rechten Hand über das Gesicht streichend, als wolle er die Vergangenheit aus seinem Gedächtniß entfernen, sagte er:

„Haben Sie die Werthpapiere? Geben Sie her!“

„Pst! Nicht hier“ — entgegnete Kapphusen. „Sie kehren ja doch nicht wieder nach der Uhlenhorst zurück — gehen wir also nach einem andern Lokal, wo ich Ihnen die Papiere zustellen werde, nachdem Sie mir einen Empfangschein unterschrieben haben.“

Wir haben vergessen zu sagen, daß es bereits dunkel geworden war.

Der Makler faßte den taumelnden Kracke unter den Arm und schlug mit ihm den Weg nach einem der sogenannten Logierhäuser ein, welche den Auswanderern zum zeitweiligen Aufenthalte dienen, angeblich, weil er dort auch noch bei dieser Gelegenheit ein Geschäft abzumachen habe.

Als sie vor der Thüre des Logierhauses, und zwar in einer Art Vorhalle standen, wurden sie plötzlich durch die sich überstürzenden Fragen angehalten: „Was wollen Sie? Wen wollen Sie sprechen? Wie heißen Sie?“

Diese mit ängstlicher Hast hervorgestoßenen oder in die Vorhalle hinausgerufenen Worte kamen aus der schmalen Oeffnung eines schnell aufgerissenen Fensters, in welchem jetzt der obere Körper einer hageren Person erschien, die, so viel man bei dem spärlichen Zwielicht einer Lampe unterscheiden konnte, mit gierig spähenden und forschenden Blicken die Eintretenden musterte, als wären es ohne Zweifel Diebe oder Mörder, welche bei den Auswanderern ihren Fang machen wollten.

Der spionirende Cerberus, dieser Ruhe auf der Flucht bei den armen Auswanderern, wiederholte seine Fragen mit wo möglich noch gesteigerter Hast, offenbar, weil die Gefahr für Leben und Eigenthum bei ihm sich auf's Höchste zu steigern schien, als er nicht sogleich die beruhigendsten und befriedigendsten Anworten erhielt. Als dem Wächter der für das deutsche Vaterland Abgestorbenen und — Begrabenen lag es es ihm offenbar sehr am Herzen, daß nicht Unberufene oder Ungünstige sich hier zum Rupfen oder Prüfen einfänden.

Kapphusen machte hinter dem Rücken seines Begleiters einige geheimnißvolle Zeichen, welche von dem Wächter der Abgeschiedenheit wahrscheinlich klar verstanden wurden, während dieser dadurch sogleich erkannte, mit wem er es hier zu thun habe, so daß kein Uneingeweihter in diese Mysterien eindrang; denn der Spion des Eingangs schien plötzlich beruhigt und seiner Angst und Sorge überhoben zu werden. Der Makler faßte Kracke mit neuer Kraft und Traulichkeit unter den Arm und führte ihn in das nur spärlich erhellte Innere des Gebäudes, welches durch die offen stehenden Thüren in allen seinen Räumlichkeiten eine ungewöhnliche Oede und Verlassenheit darbot.

Die Eingetretenen gingen in ein großes, langes und breites Zimmer hinein, welches kein weiteres Meublement hatte, als einige rohe, schlecht gehobelte lange Tische und gleiche Bänke und in einer Ecke einen alten Schrank, welcher verschiedene Schnapsflaschen und Gläser enthielt.

Sie setzten sich an das eine Ende eines der Tische.

„Haben Sie die Papiere?“ fragte Kracke, welcher etwas Besinnung gewonnen zu haben schien.

„Ach! was scheeren uns jetzt die alten Papiere!" versetzte der Makler. „Wir wollen uns erst einen vergnügten Abend machen."

Kracke sah ihn mit prüfenden und starren Blicken an. Dann sagte er, wie vor sich hin:

„Ich habe meine Sache gut angefangen. Schwindler und alte Sünder müssen bezahlen, wenn sie nicht auf dem Schaffot enden und neben dem Richtplatz begraben sein wollen. So müssen alle diese reichen Diebe und Gauner behandelt werden. Man muß es nur verstehen. Ich will ihm! — Zwanzigtausend Mark — damit läßt sich schon etwas anfangen — man muß die Sache nur verstehen," —

Plötzlich in seinen Gedanken umspringend, sagte er:

„Laß das Geld mal sehen? Ich habe lange nicht so viel gehabt. Ich will mich an dem Anblick weiden." —

Der Makler hatte während dieser Zeit, in welcher der glückliche und überselige Kracke seinen selbstzufriedenen Monolog hielt, von den Börtern des vorerwähnten Schrankes eine Flasche, mit der Etikette „Genever", und zwei Gläser geholt, als sei er ein alter Bekannter und Geschäftsfreund des Hauses.

„Da, trink!" sagte er, als er die beiden ungewöhnlich groß gewählten Gläser voll geschenkt hatte. — „Trink! Es geht gut. Das Spiel ist gewonnen", fügte er mit einem schlau verschlagenen und listig lächelnden Seitenblick auf den dasitzenden Kracke hinzu.

„Es geht gut", entgegnete Dieser und nahm das gefüllte Glas. „Wir haben ihn gefangen, er muß büßen."

„Ja, wir haben ihn gefangen — er muß büßen" — wiederholte der Makler und schlug auf in lauter Lachen,

welches von einem eigenthümlichen Grunzen und sägeartigen Geräusch, das aus den Lüften zu kommen schien, begleitet wurde.

„Gefangen — gehangen", sagte Kracke, „wo sind die Papiere?" —

„Ach — was, die Papiere, die sind Dir gewiß, Du bist jetzt ein gemachter Mann. Erst trink' noch einmal." Damit schenkte er das Glas seines Genossen abermals voll.

Jener, offenbar immer mehr erfreut über das Gelingen seines Werkes und schwelgend in der Idee, in die alte Bahn zurück zu kehren, schlürfte den Genever mit hastigen, durstigen Zügen hinunter.

Es war unterdessen Mitternacht geworden. Man hörte nichts mehr als das schon erwähnte thierische und unheimliche Grunzen und Sägen.

Der spionirende Wächter der Thüre war aus seinem Versteck hervorgekrochen und verschiedene Male über die Diele, der Thüre des großen und öden Zimmers, in welchem die beiden traulichen Zecher sich befanden, vorüber und die Treppe hinauf gegangen.

Wer ihm unsichtbar gefolgt wäre, hätte bemerken können, daß er einen sogenannten Bund von Schlüsseln und Dietrichen aller Form und Größe bei sich führte.

Er schritt über einen oberen Corridor, welcher mit verschiedenen kleinen Kisten und Kasten, ledernen Beuteln und Ranzen, Schnappsäcken und blechernen Gefäßen bedeckt war.

Eine düster brennende Lampe warf ein unheimliches Licht auf diese Scene.

Der behutsam auftretende und schlau-prüfende Blicke

umherwerfende Wächter nahm bald einen Dieterich und bald einen Schlüssel, wahrscheinlich, um zu untersuchen, ob alle Kasten und Behälter auch gehörig verschlossen waren, denn diese Nacht noch, gegen Morgen sollte es zur Abfahrt gehen. Eine Anzahl von Auswanderern hatte es vorgezogen, zuvor noch einige und vorläufig die letzten Stunden auf dem Lande zu schlafen, gleichsam, als wenn sie sich nicht trennen konnten von dem alten treuen Boden des deutschen Vaterlandes, das sie geboren und so lange ernährt und getragen hatte, und von welchem sie jetzt scheiden sollten mit blutendem Schmerz, aus Furcht und Abscheu vor zertretender Knechtschaft.

Der schleichend auf dem Corridor umher wandernde und Alles durchforschende Wächter schien jetzt befriedigt zu sein. Er verbarg die Dieteriche und Schlüssel und schritt, verschiedene Gegenstände, die große Aehnlichkeit mit Papieren und Geldbeuteln hatten, in der Hand und auf dem Arme tragend, mit geheimnißvollem, selbstgefälligem Lächeln die dunkle Treppe wieder hinab.

Dann entstand plötzlich ein greller und schallender Lärm durch das ganze Gebäude, während der Morgen zu den Fenstern hereindämmerte. —

In dem unteren Zimmer saßen Kracke und der Makler; Ersterer war mit dem ganzen Oberkörper auf den Tisch gesunken, ruhte auf seinen weit auf dem Tisch ausgestreckten Armen, wahrscheinlich ganz eingenommen und betäubt von dem übermäßig genossenen Genever oder Cognac oder Gin, wenn eine Sorte vielleicht nicht gereicht hatte. In der rechten Hand hielt er ein zusammen gefaltetes Papier, welches aber wahrscheinlich ohne allen Werth war, weil der

Makler es sonst nicht so sorglos in seinen Händen gelassen haben würde.

Alles belebte sich im Hause. Man hörte es poltern, weinen, fluchen und seufzen durcheinander.

„Komm, komm“, sagte der Makler, „wir müssen aufbrechen. Die Andern gehen auch schon.“

Damit rüttelte er den daliegenden Kracke, welcher seiner ganzen Schlaffheit nnd Erstarrung nach eher einem Todten als einem Lebendigen glich. Das Bewußtsein war ihm gänzlich geschwunden. Das Papier entsank seiner am Körper herabhängenden Hand. Mit unheimlichem Lächeln schob der Makler es ihm in die Tasche und suchte ihn zu erheben.

„Was? — Purrr! — das Papier — das Geld“ — sagte Kracke kaum vernehmbar und verständlich, als er, auf der Bank hin und her schwankend, sich aufrecht zu erhalten suchte, aber immer wieder auf den Tisch sank.

„Du hast es ja in der Tasche“, sagte Kapphusen; „komm nur, die Andern sind schon fort. Es ist Zeit.“

Der im Trunk Schlafsüchtige vermochte die Augen nicht offen zu halten. Er wurde mehr getragen als er ging. Beide verschwanden.

Alles wurde still, öde, verlassen. Bald war der seines Sieges und Triumphes frohe, bisherige Bewohner der Uhlenhorst und alte Geschäftsfreund Vogelsang's in sicherer Ruhe geborgen und träumte von unermeßlichen Schätzen funkelnder Goldhaufen. Und über den Haufen Goldes flogen krächzende Raben und Eulen, zeigte sich ein von Blut triefendes Hochgericht, auf welchem der kopflose, verstümmelte Körper Vogelsang's ruhte, während die Muskeln

des abgeschnittenen Halses in gräßlichen Formen zuckten und klafften. — — —

An demselben Morgen erschien auf der Uhlenhorst ein Diener der Polizei und erkundigte sich nach einem verdorbenen Winkeladvokaten.

Er war heute sein Ausgehetag. Man konnte seiner für den Augenblick nicht habhaft werden, wie sehr dem Diener der Polizei ein solches jedenfallsiges Treffen und Sprechen auch an das Herz gelegt zu sein schien. Es handelte sich ohne Zweifel um eine sehr wichtige und dringende Angelegenheit, deren Nichtbefriedigung die schrecklichsten und peinlichsten Folgen haben konnte. Es handelte sich um ein tiefes und furchtbares Geheimniß.

Am andern Morgen, nach diesem Tage, wurde die Leiche eines unbekannten Mannes nach dem Kurhause gebracht, wo sie zur anatomischen Section dienen sollte. Es war die Leiche des verdorbenen Advocaten, welcher, nach dem überreichlich genossenen Branntwein, allem Anschein nach am Schlage gestorben war, indem man jene in zusammengesunkener Stellung und wie mit blauer Farbe übergossen in dem Winkel einer Kellertreppe gefunden hatte.

In den Taschen des Rockes, welcher die Leiche umschloß, fand man noch eine bedeutende Menge Gold- und Silbergeld.

Auf welche Weise hatte der Bewohner der Uhlenhorst solchen Fang gemacht? wird der interessirte und neugierige Leser fragen. Lag hier ein gemeiner Diebstahl vor?

Wir wollen das Dunkel dieses Befundes einigermaßen aufzuhellen suchen.

Es läßt sich erwarten, daß Kracke am Tage vorher,

ehe er die Uhlenhorst verließ, seinem Busenfreunde die Umrisse seines auszuführenden Planes mitgetheilt hatte.

Der verdorbene Winkeladvokat hatte darauf mit aller Verschlagenheit einen ähnlichen, geheimen Entschluß gefaßt und — das Manuscript, welches unter Brüdern eine bedeutende Summe werth war, mit sich genommen, um es wo möglich gleichfalls zu verwerthen und an den rechten Mann zu bringen. Ob darin eine Niederträchtigkeit und Verrätherei an Vertrauen und Freundschaft lag, was kümmerte das einem Menschen von seinem Charakter! Hier galt es, erst Geld und dann sich einen frohen Tag zu machen.

Auf solche Weise fand das Doppel-Manuscript den Weg an die Oeffentlichkeit, obgleich Vogelsang seine Ehre und sein Leben vor demselben gesichert glaubte, nachdem er sich nicht blos des ersten bemächtigt zu haben, sondern auch das zweite noch zu rechter Zeit vernichten zu können vermeint hatte.

Es wird dem Leser jetzt so ziemlich klar werden, wie das bewußte, geheimnißvolle und schaurige Manuscript in unsere Hände gekommen ist.

Wir hoffen durch diese unumwundene Mittheilung das größte Vertrauen in die Wahrhaftigkeit unserer Erzählungen gesichert zu haben und zu beweisen, daß wir für das der crassen Wirklichkeit Entnommene den vollständigsten Glauben verdienen.

Mit Kracke werden wir uns vorläufig nicht weiter beschäftigen. Welches Papier er in der Tasche hat und ob er oder sein Gegner in diesem Augenblick triumphiren kann, mag der Leser einstweilen errathen, bis wir wieder mit ihm

zusammentreffen, und unter welchen Umständen und Verhältnissen, mit welchen neuen Plänen der verworfensten und niederträchsten Art müssen wir bis auf Weiteres im Dunkeln lassen. Die Zeit wird schon kommen, wo er sich wieder hervordrängt und unsere Neugierde fesselt. Kracke ist kein gewöhnlicher Geschäftsmann, er hat eine vielseitige Erfahrung hinter sich. Die Schule, welche er durchmachte, war gut.

Wir müssen unsern Blick bis auf das Ende des vorigen Jahrhunderts zurück werfen, weil dies zum Verständniß der in dem Manuscript veröffentlichten geheimen Vorgänge und Handlungen, der vorkommenden Personen und Charaktere unerläßlich nöthig ist.

Es handelt sich um ein gutes Stück Sitten- und Lebensgeschichte des früheren Hamburgs, welches reich war an Frivolitäten und sardanapalischen Genüssen, an Geld und Muth. Es war „die Zeit der Emigranten."

---

2. Die Tonnen mit Gold.

Frankreich erlag unter dem Henkerbeil der Guillotine. Ganz Paris schien mit Blut übergossen zu sein. Die Federn der Robespierre und Marat knisterten vom sich röthenden Morgen bis nach der schauerlichen Mitternacht, um Kreuze vor Namen zu machen, welche auf dem Schaffot erlöschen sollten. Die Karren zogen ächzend und mitleidig seufzend durch die Straßen, diejenigen fortführend und den Händen des Henkers überliefernd, welche noch den schönen Traum von Freiheit und Gesetzlichkeit, von Religion und Tugend, von Sittlichkeit und Rechlichkeit sich bewahrt hatten

und die Opfer ihrer Treue wie ihres Glaubens wurden. Wer dem Blutgerüste entfliehen konnte, entfloh. Aber nur Wenigen gelang es. Gut und Vermögen zu retten, war mit gesteigerten Lebensgefahren, nicht blos für die einzelne Person, sondern für ganze Familien verbunden. Wer entfliehen konnte, entfloh, oft in die seltsamsten Masken verhüllt; die sonst in Gold und Seide prunkende Hofdame als schmutzige Lumpensammlerin mit Sack und Haken, die rosige Gräfin als verwachsene und aussätzige Bettlerin, der elegante Marquis als Kutscher verkleidet auf dem Bock seiner eigenen aber leeren Kutsche. Bei Nacht und Nebel, durch Wald und Oede suchte Jeder sich und das Seinige über die Grenze zu schaffen.

Auf Hamburg waren damals, von Paris aus, viele furchtsame Blicke gerichtet. Hier suchte man in den Tagen der Blutgier und des Schreckens ein friedliches Asyl zu finden. Im Allgemeinen ward diese Hoffnung nicht getäuscht. Und wohin das Leben gerettet wurde, dorthin barg man auch die Schätze und Kleinodien. Hamburg empfing die reichen Emigranten mit offenen Armen und lernte schwelgen und im frivolsten Uebermuthe genießen mit denen, welche dem Schöpfer dankten, wenigstens vorläufig noch das Ihrige in Ruhe und Wollust hinwerfen zu können, um auch hier Pariser Nächte in goldglänzende Tage verwandelt zu sehen, und unter reizenden deutschen Mädchen wie in Muhamed's Paradiese sich berauschen zu können.

Damals ging hier die Sonne eines neuen Lebens, eines ungekannten Freudentaumels auf. Der Sohn trank mit dem Vater, die Tochter mit der Mutter aus dem schäumenden Becher der üppigsten Sinnlichkeit, als sollte auch

hier bald die Guillotine ihre blutige Arbeit beginnen. Das Geld floß in Strömen durch alle Schichten der Gesellschaft; der gewöhnliche Arbeitsmann hatte damals mehr Geld und Credit als jetzt Hunderte von Kaufleuten. Kurz, es war Hamburg's goldenes Zeitalter, in welcher Ausschweifung Sitte und guter Ton war, — die Zeit der Emigranten, der Märchen und der Wunder.

Am Jungfernstieg, an dem jetzt sogenannten alten Jungfernstieg, stand damals ein Haus von äußerlich sehr stillem und einförmigen Ansehen. Es schien unbewohnt, weil man an den wenigen Fenstern der Vorderseite selten einen Bewohner oder die geringsten Zeichen der Lebendigkeit bemerkte. Die Mauer war von einfachen rothen Backsteinen aufgeführt. Die Thüre mit dem großen messingenen Klopfer war von massiver Schwerfälligkeit und mit verschossener gelber Farbe überstrichen. Die untern Fenster waren bis zur Hälfte mit grünen Vorhängen verschlossen. So still wie von anßen war es auch im Innern des Hauses. Es zeigten sich auf der schmalen und finstern Diele wenig Spuren von Reichthum und Luxus, und schwerlich ließ sich errathen, was in dem tiefen Hintergrunde dieses Hauses verborgen war. Kurz, es war die Wohnung eines merkantilischen Parvenu's, eines Speculanten, der mit einem „weißen Stock", wie die Volkssprache sich ausdrückte, nach Hamburg gekommen war, einen sehr creditlosen, beschränkten Handel mit wollenen Strümpfen angefangen, dann aber nach kurzer Zeit, man zerbrach sich vergebens die Köpfe, auf welche Weise, dieses immer mehr um sich greifende Handels- und Commissionsgeschäft unternommen hatte.

Die oberen und hinteren Räume dietes Hauses bilde-

ten gegen die unteren und hinteren einen sehr auffallenden Contrast.

An der hinteren Seite war eine Art Flügel angebaut, von zwei Gemächern über einander. Beide waren zu Badestuben eingerichtet und auf das Eleganteste und Erfinderischeste mit Allem versehen, was das Bedürfniß nur erfordern konnte. Die Wanne der unteren Badestube bestand ganz aus reinem, klarem Glase mit der besonderen Bestimmung für Damen, so daß der Körper der darin ruhenden Badenden von allen Seiten zu sehen war. Auf allen Seiten des Gemaches befanden sich große Spiegel, doch keine Fenster, indem eine argantische Lampe mit vier Schnäbeln unter einer eigenthümlich geschliffenen Kuppel einen wunderbar lichten und magisch-blendenden Schein auf die Wanne und deren nächste Umgebung warf. Neben der Wanne befand sich auch ein kleiner Schrank aus Jacarandaholz, und auf den Börtern desselben erblickte man verschiedene französische Bücher mit unzüchtigen Bildern und eben solchen Erzählungen, nebst allen Mitteln, Instrumenten und Utensilien, die dazu erfunden wurden, die weiblichen Reize in ihrer glänzendsten Schönheit darzustellen. Da waren persische Haarpomaden und chinesische Balsame, welche der Haut einen wunderbaren Duft und eine unbeschreiblich zarte Reinheit geben; ferner kosmetische Seifen, die von der königlichen Familie in Paris gebraucht worden waren und deren chemische Bereitung ein tiefes Geheimniß war, und vieles Andere der Art in allerliebsten Kästchen, die aus rosig glänzenden Schneckenhäusern und schillernden Perlmuttermuscheln mit silberner Einfassung gemacht waren. Genug, es fehlte nichts von Allem, was der Pariser Luxus

für eine elegante Badestube und besonders für Damen zum Bedürfniß gemacht hatte.

Was in dieser von einer aromatischen Wärme durchströmten Badestube aber noch ein besonderes Interesse gewährte, war ein in der Decke und zwar grade über der Wanne heimlich angebrachtes kleines Schaufenster, welches, indem die Decke rings herum mit himmelblauem Taft und silbernen Leisten im Renaissancestyl geschmückt war, von unten nicht gesehen werden konnte, während die männliche Person, welche gleichzeitig in dem oberen, auf ähnliche Weise, doch im Ganzen weniger glänzend und betäubend, eingerichteten Gemache badete, durch dasselbe Alles in dem unteren Gemache beobachten konnte.

Wir vergaßen zu erwähnen, daß diese ganze Einrichtung der Badegemächer erst seit einigen Wochen in der beschriebenen Weise hergestellt war, und zwar von einem aus Frankreich geflüchteten Grafen Vergin, der zunächst in diesem Hause seine Wohnung genommen, dann aber eine Reise durch Deutschland angetreten hatte.

Man wird leicht begreifen, daß auch die übrigen oberen Gemächer einen auffallenden Luxus und eine märchen- oder feenhafte Pracht zur Schau stellten.

In einem dieser prachtvoll meublirten und magisch von einer reich broncirten Glaskrone erleuchteten Zimmer befand sich, auf einem mit scharlachrothem seidenen Damast überzogenen Divan ruhend, eine junge Dame, deren matte, bleiche Züge und halb geschlossenen Augen sowohl die graziöse, geborne Französin als auch einen tiefen, inneren Schmerz offenbarten.

Sie war in ein faltenreiches Gewand von schwarzem

Seidenstoff gehüllt und hielt ihren in den edelsten griechischen Umrissen geformten Kopf in der rechten Hand gestützt, während ein offener Brief der linken Hand so eben entglitten schien, und die zierlichen Füße in den weißseidenen Strümpfen auf dem Divan hingestreckt waren, ohne daß das ganze Bein allzu ängstlich verhüllt war.

Tiefer Schmerz hatte die bleichen, mit den langen, kohlenschwarzen Wimpern besetzten Augenlider bis zur Hälfte geschlossen, während in den Augenwinkeln zwei große, glänzende Thränen ruhten, in denen ganz Frankreich mit allen Blutscenen und allen Schmerzen der gefolterten Menschheit sich zu spiegeln schien.

Sie mochte schon geraume Zeit so in hingegossener Betäubung geruht haben, als die Thüre leise geöffnet wurde und der Besitzer des Hauses, Namens Heineke, hereintrat, ebensfalls einen geöffneten Brief in der Hand haltend.

Da die geflüchtete, überaus reizende Pariserin ihn nicht zu hören und zu bemerken schien, sondern in ihrer Erstarrung beharrte, so machte Heineke nur einige Schritte, welche auf der mit nackten mythologischen Figuren reich gewirkten Fußdecke kaum von dem schärfsten Ohre zu hören waren, und blieb dann, die in ihrem tiefen Weh Daliegende mit stark fixirenden Augen betrachtend, in der Mitte des Zimmers stehen.

Ein tiefer Seufzer wand sich aus der Brust der Französin hervor, und diese erhob, wie mit schwärmerischer Andacht, ihre schönen großen Augen gen Himmel.

Jetzt bemerkte sie Heineke, dessen Züge krampfhaft zu zittern schienen.

„Monsieur!" rief sie mit ängstlich gellendem Tone.

„Sie haben auch einen Brief erhalten?“ fragte er mit gezogenem Ausdruck, indem seine Blicke sich forschend auf den offenen Brief richteten, welcher der Hand der Französin jetzt entsunken war und auf dem Divan ruhete.

„Ja — Monsieur!“ entgegnete sie im reinsten Französisch und mit einem wehmuthsvollen Seufzer. „O, mein armer, unglücklicher Gatte!“ fügte sie nach einer Pause hinzu.

„Er wird in einigen Tagen vielleicht schon glücklich hier eintreffen: Alle Vorbereitungen sind bereits vollendet es fehlt nur noch der günstige Augenblick, um sicher die Gränze erreichen zu können“, sagte Heineke.

„Vorbereitungen? — Glücklich? — Die Gränze? — fragte jene, sich selbst unterbrechend und als zweifle sie, richtig gehört zu haben. „O, Gott! von dem Allen steht ja nichs in meinem Briefe. Was sagen Sie — mein Mann hat die Vorbereitungen zu seiner eigenen Abreise getroffen — er wird in einigen Tagen, bald selbst hier sein? Haben Sie Wechsel erhalten?“

„Nun — das grade nicht, indessen“ —

„O, mein Herr, wir Unglücklichen leiden sehr viel! In wenigen Tagen soll ich meinem Gatten also wieder an die Brust sinken — in einigen Tagen schon, es ist Alles vorbereitet“ — wiederholte sie wie im Traume. „Ach! von dem Allen schreibt er mir ja nichts! Gar nichts, als Ausdrücke der zärtlichsten Liebe und seligsten Hoffnung, untermischt mit kaum angedeuteten Schilderungen der fortgesetzten Gräuel, welche unser theures Paris verwüsten und die zärtlichsten Familienbande zerreißen.“

„So — nichts? Nichts weiter?" fragte der Eingetretene mit einem seltsamen Tone und als mache er, bei dem so eben Gehörten plötzlich, im Hintergrunde seiner Seele auftauchende, umfassende Pläne.

„Ach, mein Herr", sagte die junge Frau, erhob sich und nahm, ihre gefalteten Hände zum Himmel erhebend, eine betende und beschwörende Stellung an, — „ach, mein Herr, haben Sie Mitleid mit einer Familie, die, wenn auch noch keine lächelnde, rosig blühende Kinder auf ihrem Schooße spielten, doch in dem ruhigen und ungestörten Besitz ihrer treuen Liebe und eines Vermögens von fünfmalhunderttausend Franken so glücklich war, bis die blutgierige Hyäne der Revolution sie aufschreckte aus ihren Träumen der Seligkeit und Zufriedenheit."

„Fünfmalhunderttausend Franken?" wiederholte Heineke mit scharfer Betonung, indem ein selbstgefälliges Lächeln über seine blassen, krampfhaft sich zusammenziehenden Lippen fuhr.

„Welche qualvolle Sorge wird mein armer Gatte haben, um dieses Vermögen zu sichern und zu bewahren, dort, wo Spionerie und Verrath hinter allen Wänden lauern, wo Tod und Confiscation der Güter zum Vortheil der Henker Alle bedroht; wo es selbst unendlich schwer sein wird, sichere Wechsel zu erlangen, weil man auch dabei vor elender Denunciation nicht geborgen ist. Ach, nicht wahr, hier in Deutschland, in dem lieben, theuren Hamburg werden wir wieder ruhig und sicher leben können, hier wird keine verrätherische, raubsüchtige Hand uns erreichen? Hier werden wir gerne theilen mit Denen, die uns freundlich ein Asyl gewähren, die uns trostreich auf-

nehmen in unserm Leiden. Ach, mein Herr, wir sind sehr dankbar; gewiß, auch die ärmsten Classen der Hamburgischen Bevölkerung sollen gehoben und beglückt werden durch die Schätze und Capitalien, welche wir dem Alles verschlingenden Rachen der Revolution entreißen."

Heineke bat sie, sich zu beruhigen und steckte den Brief, nachdem er ihn mit besonderer Ruhe zusammengefaltet, in die Brusttasche seines Rockes. Dann sagte er:

„Wollen Sie nicht ein Bad nehmen? es wird Ihnen wohl thun. Oder soll ich einen Arzt rufen lassen? Sie scheinen in sehr leidendem Zustande zu sein."

„Ich bitte, mein Herr", entgegnete die Französin und erhob ihre schönen Augen, welche von einem tiefen Schmerz überschleiert waren, „lassen Sie mich nur einige Augenblicke mit meinen Betrachtungen und Erinnerungen allein; ich bedarf der Sammlung so sehr."

Der Kaufmann machte mit dem Kopfe einige zustimmende und gewährende Bewegungen und kehrte in sein Comptoir zurück, aus welchem er gekommen war.

Als er in das Comptoir, in welchem sich sonst Niemand mehr befand, zurückgekehrt war, las er den Brief von Neuem, als wolle er sich überzeugen, ob er auch recht gelesen und verstanden habe, und ging dann, in Nachdenken versunken und die Blicke immer starr auf den Brief geheftet, welchen er unausgesetzt in der Hand vor sich hin hielt, in dem Comptoir mehrere Male auf und nieder.

Dann setzte er sich auf seinen gewöhnlichen Platz, legte den Brief auf das Pult und sagte im Selbstgespräch mit kaum hörbarem Tone vor sich hin:

„Die Tonnen mit altem, abgelagertem Wein, welche

morgen von Havre de Grace ankommen, können also möglichenfalls die Summe von fünfmalhunderttausend Franken in Gold enthalten. Hm! hm! Eine recht sinnreiche Erfindung, sein Vermögen heimlich und wohlbehalten über die Grenze zu schaffen. Und sie weiß nichts von dieser Sendung. Nur mir ist es anvertraut! Wenn die Tonnen nur gut gemarkt sind! Fünfmalhunderttausend Franken in Gold sind doch keine Kleinigkeit, die man sonst nicht so leichtsinig in Wein schüttet, denn — ist der Wein auch noch so alt und werthvoll für den Liebhaber, die Menge Goldes ist mir doch lieber. Mit dieser Summe läßt sich schon etwas anfangen. Wenn sie mein wäre — ich wollte sie schon zu Millionen erweitern und vermehren."

Heineke rückte plötzlich unruhig auf seinem Drehstuhle hin und her. Seine Augen funkelten von einem unheimlichen Feuer. Dann sprang er rasch auf und ging mit hastigen Schritten wieder in dem Comptoir auf und ab. Es war nicht zu verkennen, daß im Hintergrunde seiner Seele ein kühner Gedanke gereift und er nunmehr schon den festen Entschluß gefaßt hatte, ihn auszuführen.

Er hielt seine Schritte wieder an. „Die Marken lassen sich auf anderen Tonnen eben so gut herstellen", sagte er bei sich. „Die rechten Tonnen sind nicht angekommen" — es muß irgend eine Verwechselung stattgefunden haben. — Aber ich kann das nicht alleine. Wer hilft mir! Wem kann ich meinen Plan mittheilen? Wer darf mir bei der Ausführung desselben behülflich sein, ohne daß ich befürchten darf, von ihm verrathen zu werden?"

Abermals ging er nachsinnend und mit unruhigen

Schritten in dem einsamen Comptoir auf und ab. Dann sagte er wieder lispelnd bei sich selbst:

„Vogelsang wäre der Einzige — er ist noch jung, aber brauchbar. Seinen Charakter und seine Dienstwilligkeit kenne ich, er hat überdies einen zu frommen Sinn, als daß er darauf ausgehen sollte, mich schlecht zu machen. Ihm kann ich mich anvertrauen. Er soll mir behülflich sein und kein Anderer. Die Andern würden Bedenken haben. Ich belohne ihn — und die Sache ist abgemacht. Wo möglich gehen wir morgen Abend, nach Mitternacht, an's Werk. Im Raume stört uns Niemand. Es muß aber bald geschehen, sonst könnte der Franzose und Emigrant uns überraschen, der sein Capital doch nicht zu benutzen und zu verwerthen weiß. Wer im Geschäft etwas werden will, muß speculiren und klug sein."

Damit legte er den Brief mit großer Selbstbefriedigung zusammen und verließ das Comptoir.

Es ist hier der schicklichste Ort, um dasjenige nachzuholen, was dem Leser in Hinsicht der Persönlichkeiten etwa noch dunkel und unverständlich geblieben sein sollte.

Daß Heineke der Prinzipal von Vogelsang war, den wir im ersten Capitel als bejahrten Mann von vielseitiger und bedeutungsvoller Erfahrung bereits kennen gelernt haben, wird aus dem eben Gesagten schon erhellen. Während also Vogelsang damals in dem besagten Hause und Geschäfte Commis war, befand sich Kracke ebendort als Laufbursche für's Comptoir, nnd daß er einen bedeutenden praktischen Verstand und große Anlage zum Geschäft hatte, ergiebt sich schon daraus, daß Niemand verschlagener war, sich Nebenschillinge zu machen und die Comptoirpnlte

gelegentlich zu untersuchen, als eben er. Diese Eigenschaft, welche freilich in ihrer ganzen Bedeutung noch nicht erkannt war, welche aber auf einen großen praktischen Verstand hinwies, war es eben, welche auch ihn für ein Geschäft, wie das Heineke'sche so durchaus brauchbar machte. Es bewährte sich also auch hier die alte Wahrheit: „Wie der Herr, so der Diener." Daneben sah Kracke als gleichzeitiger Bedienter damals in der Aufnahme der Emigranten ein weites Terrain vor sich, und auch seine Phantasie fing bereits an, sich zu den kühnen Hoffnungen zu beleben, dereinst in der Geschäftswelt etwas Großes zu werden, während er zu gleicher Zeit schon dunkel ahnte, daß man auf dem gewöhnlichen Wege unmöglich etwas werden könne, und nach seiner und Vogelsang's Ansicht war es daher eine ausgemachte Wahrheit, daß manche Matadore der Börse den gewöhnlichen Weg von Anfang an verlassen hätten, weil sie sich sonst unmöglich so durch gelungene Speculationen empor gearbeitet haben würden.

Die Französin, welche jetzt in dem Hause Heineke's ihre Wohnung genommen hatte, war die Gattin eines demnächst zu erwartenden Emigranten, Namens v. Basson, die durch genaue Bekanntschaft mit dem jetzt in Deutschland verreisten Grafen Bergin als eine Geflüchtete in diesem Hause Hamburgs ein Asyl gefunden hatte, und zwar von dem Grafen Bergin nach dem Pariser Fuß und Bedürfniß so eingerichtet, wie wir es theilweise schon beschrieben haben.

Daß Heineke durch seine geschäftlichen Correspondenzen und Verbindungen in Paris sich solche reiche und wohlhabende Gäste nicht entgehen ließ, wird derjenige leicht

begreifen können, der den Charakter eines solchen Aventuriers und Parvenüs zu würdigen weiß. Der praktische Geschäftsmann war froh, die Emigranten in seinen Bereich zu ziehen, da sich voraussehen ließ, daß von ihnen, deren Vermögen bedeutend, Vieles zu gewinnen war, und um so mehr, je näher man sie hatte. Sollte doch am Ende die ganze Stadt von dem ausgewanderten französischen Reichthum profitiren, und ließ es sich voraussehen, daß es später nicht Jedem an der Stirn geschrieben stehen würde, durch welche Mittel und Wege er reich geworden.

Es war am folgenden Abend, als Heineke sich mit seinem Commis Vogelsang noch allein in dem Comptoir befand. Alles war still, und Niemand schien mehr ein ruhiges Zwiegespräch stören zu können.

Heineke hielt diesen Augenblick für den passendsten, um den Commis in das Geheimniß seines Planes einzuweihen, doch war er entschlossen, dieses nicht mehr zu thun, als nöthig war, und seinen Vertrauten über die wahre Absicht noch so viel als irgend möglich im Unklaren lassen, um den Anschein eines offenbaren Raubes zu vermeiden.

Er verschloß deshalb die Thüre des Comptoirs, trat, seinem Commis gegenüber, an sein Pult zurück und begann, nachdem er verschiedene Male gehustet hatte, um sich gleichsam zu einer richtigen Erklärung vorzubereiten:

„Ich habe ein Geschäft vor, bei dessen Ausführung ich nicht Jeden gebrauchen kann, und ich habe zu Ihnen das Vertrauen, daß sie mir die gewissenhafte Hülfe leisten werden.“

Der Kaufmann richtete einen durchdringenden Blick auf seinen Commis, um zu erforschen, welchen Eindruck

diese Anrede und Eröffnung auf seinen treuen und brauchbaren Gehülfen gemacht hatte.

„Sie wissen", entgegnete Vogelsang, nicht ohne gespannte Neugierde in seinen Zügen auszudrücken, „daß ich Ihnen immer diene, wo und wie ich nur kann. Ich brauche Ihnen daher wohl nicht erst die Versicherung zu geben, daß Sie auf mich rechnen und meiner Verschwiegenheit und größten Discretion gewiß sein können."

„Das ist es, was ich von Ihnen erwarte, zumal es sich bei diesem Vertrauen nicht sowohl um meine, als um eine fremde Angelegenheit handelt", fuhr Heineke fort. „Ich habe heute aus Paris von Herrn von Basson einen Brief erhalten, worin er mir mittheilt, daß er von Havre de Grace mit dem Schiffe „Fortuna", Capitain Hemskerk, vier Tonnen mit altem Wein abgeschickt hat. Die „Fortuna" ist gestern Abend bereits in Curhaven angekommen und wird bei diesem Südwest schon morgen in unsern Hafen einlaufen. Die Tonnen enthalten aber nicht sowohl Wein, alten, abgelagerten Wein, als vielmehr Gold."

„Gold?" sagte Vogelsang mit lächelndem Erstaunen.

„Wie ich Ihnen sage, Gold, lauteres Gold, baare fünfmalhunderttausend Franken."

„Wozu aber in Tonnen mit Wein?"

„Weil es Herrn von Basson sonst unmöglich war, dieses Capital aus dem Lande zu schaffen. Er selbst wird folgen, sobald er seine übrigen Verhältnisse geordnet hat. Doch ob ihm dies überhaupt noch gelingen wird, ob Verrath nnd Schaffot ihn nicht dennoch ereilen wird, steht dahin."

„Weiß seine Gattin denn nicht um diese Sendung?"

„Nein. Sie erhielt heute ebenfalls einen Brief, der

im Drange der Umstände und Gefühle jedoch, wie ich von ihr selbst in Erfahrung gebracht, nur angefüllt ist mit Betheuerungen der schwärmerischesten Liebe und der hoffenden Sehnsucht eines baldigen Wiedersehens. Doch auch diese Hoffnung scheint sie mit bangen Zweifeln zu erfüllen."

„Dann haben diese Tonnen mit so vielem Golde in dem leicht zu eröffnenden und für betreffende Diebe leicht zugänglichen Raume aber eine sehr gefährliche Lage."

„Das ist es eben, worüber ich mit Ihnen sprechen will. — Wir müssen das Gold in Sicherheit bringen."

„Das können wir ja leicht, indem wir die Tonnen, sobald sie in dem Raum gelagert sind, morgen um Mitternacht wenigstens von dem vielen Golde befreien."

„Wozu erst um Mitternacht? Können wir die Tonnen nicht sogleich —"

„Verstehen Sie mich recht — ich meine — es könnte leicht Aufsehen machen — wenn" — — Heineke stockte wiederholt, als wisse er nicht die gehörigen Worte zu finden, um dasjenige auszudrücken, was er vorhatte. — „Wir müssen die Tonnen so liegen lassen, weil Frau von Basson leicht auf den Gedanken kommen könnte, sie sehen zu wollen, und dann nicht dem geringsten Verdacht oder Argwohn Raum gegeben werden muß."

„Ich meinte, Frau von Basson wisse nichts von dieser Sendung?"

„Das weiß sie allerdings nicht, und ich habe Anstand genommen, ihr davon Mittheilung zu machen. Wir müssen das Gold also nach Ankunft des Weines in Sicherheit bringen, ohne daß an der Behandlung der in den Raum gebrachten Tonnen das Geringste verändert wird. Deshalb

habe ich die nächste Nacht gewählt, damit das Gold wohl verwahrt ist, Herr von Basson komme an oder — nicht. Dann suchen wir den Tonnen beizukommen, nehmen das Gold heraus und lassen sie, wiederum mit dem Wein gefüllt, ruhig in ihrer Lage, bis — Herr von Basson selbst kommt, oder seine Gattin sie in Empfang nehmen will.

Der Commis errieth dunkel die wahre Absicht seines industrieusen Principals, war aber klug und verschlagen genug, weitere Fragen oder Bedenken laut werden zu lassen. Er versprach also seine verschwiegene Hülfe und die größte Heimlichkeit des Vorhabens für die folgende Nacht, und Beide verließen mit großer Befridigung das Comptoir.

Am Nachmittage des folgenden Tages wurden die geheimnißvollen Tonnen wirklich vom Bord in den Raum gebracht, und Vogelsang, der sie hier in Empfang nahm, ließ sie mit Hülfe von Arbeitsleuten und Winden so legen, daß sie auf bedeutenden Unterlagen ruheten. Ob er dieses mit einer vorausberechnenden tieferen Absicht that, wird der Leser später ermessen können.

Zu derselben Zeit erhielt Heineke aber die Einladung zu einem Bacchanal an dem Abend eben dieses Tages, zu einem Bacchanal, wie sie damals durch die in Wollust und Uebermuth schwelgenden, dem Tode entronnenen Emigranten fast täglich vorkamen, und wo der Champagner in Strömen floß, die Sinnlichkeit ihre ausschweifendsten Triumphe feierte. Er konnte diese Einladung nicht ausschlagen und hatte daher an dem besagten Abend keine Gelegenheit, seinen Vorsatz auszuführen.

Unterdessen war aber auch in dem Kopfe Vogelsang's

eine große Idee gereift, und besonders dann, als er hörte, daß Heineke Abhaltung bekommen habe.

Es stand im Nu vor seiner Seele, daß Kühnheit und Entschlossenheit ihn jetzt zum Manne machen müsse. Hier galt es, der Kühnheit eines Andern zuvorzukommen, nach denselben Grundsätzen zu handeln, nach welchen der Principal handelte. Denn welcher Zweck hier vorlag, darüber war er längst mit sich im Reinen.

Der Abend kam. Es wurde Mitternacht.

In den Raum, in welchem Tonnen, Kisten, Säcke und Ballen aufgespeichert lagen, trat Vogelsang, der den Schlüssel zu jenem aus dem Comptor heimlich zu sich gesteckt hatte, die Thür öffnete und mit großer Behutsamkeit wieder verschloß. In seiner Rechten hielt er eine Blendlaterne, in der Linken einen Heber. Er ging leisen Schrittes auf die am Tage dort eingelagerten Weintonnen zu, prüfte diese von allen Seiten und holte dann aus seiner Tasche verschiedene Werkzeuge hervor. In kurzer Zeit hatte er neben die nächste Weintonne eine leere gelegt, das sogenannte Spund geöffnet und mit einem kräftigen Zuge den Heber in Thätigkeit gesetzt.

Die erste Weintonne war jetzt geleert; er schüttelte dieselbe, und wie durchschauerte es ihn mit Staunen und Verwunderung, als er sie rüttelte und wirklich ein heller Metallklang ihm aus der dumpfen Höhlung entgegenschallte.

Er schüttete den Inhalt in eine alte Kiste und als er mit der Blendlaterne darüber leuchtete, funkelte ihm eine gehäufte Masse der schönsten und blanksten Louisd'ore entgegen.

Anfangs glaubte er zu träumen. Er beleuchtete mit der Blendlaterne die ganze unheimliche Umgebung des ge-

füllten Raumes, erfaßte seinen Kopf und griff mit der Hand in den Haufen Goldes hinein, um sich zu überzeugen, daß er wache und daß das, was er sah, Wirklichkeit sei.

Hitze und Kälte wechselten in seinem Körper. Seine Glieder zitterten, sein Herz schlug hörbar.

Als er die erste Weintonne von dem Golde befreit, ging er an die zweite. Dasselbe Verfahren, dasselbe Gefühl des Zitterns und der Beklommenheit. Er glaubte vom Schlage getroffen zu werden bei dem Gedanken, daß diese ungeheure Masse Goldes so plötzlich in seinem Besitze sei.

Von dem Thurm der St. Michaeliskirche schlug es ein Uhr, die Geisterstunde war vorüber, als er die Tonnen alles Goldes beraubt und durch den Heber den Wein in jene zurückgeleitet, die Oeffnungen mit großer Vorsicht wieder verschlossen, das Blech mit den kleinen Nägeln darauf wieder befestigt hatte.

Dann ging er daran, mit einer bereit gehaltenen Hacke in einer Ecke jenes Raumes, uuter verfaulten Matten und zerbrochenen Brettern eine Grube in der Erde zu machen, indem er die Blendlaterne vorsichtig auf eine große Waarenkiste gestellt hatte. Als die Grube ihm groß genug schien, nahm er eine Schaufel und schüttete die glänzenden Louisd'ore in dieselbe hinein; verschüttete und verdeckte dieselbe, löschte die Blenlaterne aus und legte sich auf einen großen Sack mit Baumwolle, um den Morgen abzuwarten. Aber der Schlaf floh seine Augen. Fiebergluth durchströmte ihn. Wilde Phantasien erschütterten seinen aufgeregten Geist. In dem Augenblick, wo er einschlafen wollte, fuhr er erschrocken empor, indem ihm war, bald, als wenn er von ungeheuren Bergen Goldes erdrückt, bald, als wenn er

schauderhaft auf dem Richtplatz gerädert und von einem Schwarm schwarzer Krähen zerrissen und zerhackt würde.

Das erste Geräusch auf den Straßen schreckte ihn auf aus diesen Träumen. Er raffte sich auf, verschloß, nachdem Alles wieder geordnet und beseitigt war, den Raum, und verließ vorsichtig das Haus. — —

---

3. Die Erklärung einer Tochter.

Die Geisterstunde, während welcher Vogelsang, wie wir gesehen haben, gleich einem Kobolde in dem Haufen Goldes gewühlt hatte, war lange vorüber, als Heineke vom Gelage in seine Wohnung zurückkehrte, und er, auf dem Corridor an dem Schlafzimmer seiner Tochter vorübergehend, in demselben noch den blassen Schimmer eines Lichtes erblickte. Er öffnete die nur leicht angelehnte Thüre und sah, daß seine Tochter, unausgekleidet mit überliegenden Armen und in halb sitzender Stellung auf der Lehne des mit Zitz überzogenen Sophas ruhete.

Obgleich er sich noch im halben Rausche befand und seiner Sinne kaum mächtig war, so erregte diese Situation doch seine Aufmerksamkeit; er trat näher und betrachtete die Daliegende einige Minuten mit starren Augen, ohne daß diese aus ihrer Betäubung zu erwachen schien.

Aber sie schlief nicht. Sie hörte und merkte es recht gut, daß ihr Vater eingetreten war und jetzt vor ihr stand. Theils die gänzliche Erschöpfung von der schlaflos hingebrachten Nacht, theils das zermalmende Gefühl eines gequälten Gewissens und einer die Brust zusammenpressenden Scham hielt sie jedoch davon ab, sich zu erheben.

Da wir von den häuslichen Verhältnissen Heinecke's noch nicht Alles gesagt haben, so sind wir dem Leser hier die Aufklärung schuldig, daß er mit einer bedeutend älteren Frau verheirathet gewesen war, die ihm nicht allein ein kleines Vermögen von einigen Tausend Mark, zur ersten Begründung seines Geschäftes, sondern auch diese Stieftochter zugebracht hatte. Ueber den plötzlichen Tod seiner Frau waren verschiedene Gerüchte in Umlauf gewesen, doch nun wieder vergessen. So lange sie lebte, hatte er sie mit Widerwillen und Härte behandelt. Desto mehr Zärtlichkeit aber und aufmerksame Blicke stets gegen seine Tochter gezeigt, und besonders dann, als diese von der Kindheit in das Alter der Jungfrau überging. Man schob diese Zärtlichkeit und jene Gehässigkeit auf eine an sich unglücklichen Ehe, und legte dem Manne dagegen den liebevollsten Charakter bei, da jener es überhaupt auch nicht versäumte, sich gegen die Welt, wo und so viel es nur anging, in dem Lichte der christlichen Liebe nnd Frömmigkeit zu zeigen.

Ob die Welt in Beurtheilung dieses Charakters und dieses Ausdruckes der Liebe recht hatte, werden wir sogleich und später noch mehr in Erfahrung bringen.

Als Heinecke seine Tochter, die er eingeschlafen wähnte, und zwar, nach seinem Dafürhalten, aus Kummer und Sehnsucht darüber, daß er nicht früher nach Hause gekommen war, eine Weile betrachtet hatte, mit in die Seiten gestemmten Armen und nicht ohne eine von noch anhaltendem Rausche zeugende Schwankung zu machen, warf er sich in die andere Ecke des Sophas und suchte die scheinbar Schlummernde zu sich heranzuziehen.

„Was fehlt Dir? — Noch nicht zu Bette gewesen?

— Bist Du eifersüchtig?" fragte Heineke in Zwischenräumen von einigen Secunden, zerrte und zupfte seine Tochter am Kleide und strich ihr das wie zerraufte Haar von den Wangen.

„Komm doch, ich bin guter Laune; ich bin es. Der verdammte Champagner hat mich heiß gemacht. Es ist jetzt ein fideles Leben mit den Emigranten. Das Volk hat ungeheuer viel Geld. Sie danken ihrem Schöpfer, daß sie ihren Kopf nicht in Paris auf der Guillotine gelassen haben, und leben deshalb jetzt alle Tage in Seligkeit und Freuden. Du, Schatz, sollst auch noch Dein Theil davon haben", fügte er hinzu und wurde rücksichtsloser und zudringlicher, als glaube er in einem Hause der Freude zu sein.

„O Gott! Gott!" rief jetzt Louise mit einer Stimme, als wollte es ihr das Herz abdrücken, und mit einem von hervorstürzenden Thränen unterbrochenen Schluchzen und Seufzen.

„Wie kannst Du so jaloux sein?" fuhr Heineke fort. „Kannst Du mir das Vergnügen nicht gönnen? — Ich sage Dir ja, Du sollst morgen oder übermorgen Abend auch Deine Freude haben, Champagner trinken so viel Du willst, und ich mit Dir, oder noch besser, Du sollst Dich in Champagner baden, denn ich sage Dir im Vertrauen, ich mache morgen eine prächtige Speculation. Die Emigranten haben Geld, rasend viel Geld, und Du sollst mir nach diesem gehen als eine Bürgermeisterstochter oder — noch stolzer als diese. Es giebt ein Geschäft, eine Speculation, sage ich, köstlich, köstlich! Wäre mir jetzt der Kopf nicht zu schwer, ich ginge gleich daran." Damit

lachte er unheimlich nnd wie siegestrunken auf, und umschlang den Leib seiner Tochter in wilder Lust.

„O Himmel, diese Schande! Wäre ich doch nie geboren! Läge ich doch auf dem Grunde der Alster! Wäre ich doch mit meiner Mutter gestorben! — o Gott, o Gott!" rief Louise mit unendlicher Verzweiflung und in neu hervorbrechendem Schluchzen, indem sie jetzt empor fuhr, die Hände ringend und flehend zum Himmel streckte und so unter den wie zerrauften, wild aufgelösten Haaren ein Gesicht zeigte, welches von dem Durchwachen der Nacht, den zahllosen Thränen und einem tiefen Gram furchtbar blaß und entstellt war.

„Du treibst Deine Jalousie zu weit", sagte Heineke mit gleichgültigem Lächeln. „Wer wollte sich wohl so haben. Ich kaufe Dir übermorgen ein halbes Dutzend seidene Kleider, ein massives Halsgeschmeide, Ringe, was Du willst, wir trinken einige Flaschen Champagner, versteht sich ganz unter uns, und Alles ist wieder gut."

„O Gott! rief auch nach diesen Worten Louise, von Neuem in Schluchzen und Thränen ausbrechend. „Darum mußte meine Mutter unter die Erde, und ich —"

„Nun — und Du?" lachte Heineke mit wildem Hohn, „und Du mußt auch einmal unter die Erde, wir Alle müssen es, und dann ist es vorbei mit Spiel und Tanz. Darum sollen die Emigranten leben, ihr Champagner und ihr Gold!"

„Entehrt! geschändet — von —" ein gewaltiger Herzkrampf schien ihre Stimme zu ersticken.

„So! das ist es, was Dich so aufregt" — sagte Heineke jetzt mit gezogenem Tone, als sei er durch eine

über seinen Kopf gegossene Kanne Wasser plötzlich abgekühlt und ernüchtert. — — — „Also das ist es, was Dir eine schlaflose Nacht macht? Nun, das hätte Graf Bergin auch lassen können. Dadurch wird es mir aber auch klar, warum es ihm auf einmal einfiel, eine Reise durch Deutschland anzutreten. Ja, das verdammte Badecabinet mit der luxurieusen Einrichtung und dem verrätherischen Glase hat ihm die Phantasie erhitzt. Das hätte ich vorher wissen können.“ — Damit erhob er sich in ruhiger Verbissenheit und schien einige Schritte im Zimmer auf und abgehen zu wollen.

„Nein — nein“ — rief jetzt Louise mit ungebändigter Wuth und im Kreischen erstickender Stimme — „Du — Du — Du bist der niederträchtige Verführer, der verruchte, schändliche, elende Räuber meiner Unschuld, der Mörder meiner Mutter und meiner Tugend. Darum hast Du mich immer an Dich gezogen, mich so oft gestreichelt nnd geküßt, um meine Sinnlichkeit zu reizen, meine Scham zu betäuben, mich Deinen gott- und ehrvergessenen Plänen geneigt zu machen; mich zur Selbstmörderin — zur Kindesmörderin zu machen. Aber ich will nicht alleine sterben — Du sollst auch sterben — ich vergifte Dich. Bei jeder Speise, bei jedem Getränk, das Du von heute an zu Dir nimmst, sei darauf gefaßt, daß Du Gift genießest. Ich will an Dir rächen, was Du an meiner im Grabe ruhenden Mutter und an mir verbrochen hast. O Gott, meine Unschuld, meine Jugend! geschändet von meinem Vater!“

Als sie diese Worte in wilder, wüthender Verzweiflung und mit drohenden Gederden in unsäglichem Jammer und Wehklagen gesprochen, nein, mit krampfhaften Zuckungen

der Brust und des Herzens hinausgeschleudert hatte, sank sie völlig erschöpft in das Sopha zurück und schloß die Augen wie eine Sterbende, als schäme sie sich vor ihrer Umgebung und dem Gefühle des Daseins, oder als habe ein durch die übermäßige Aufregung und Ueberspannung des Gefühls und aller Seelenkräfte herbeigeführter Schlagfluß sie zu Boden gestreckt. Ihre vorhin so bleichen Lippen zeigten auch plötzlich eine bläuliche Farbe und die Adern an den Schläfen traten angeschwollen hervor.

Obgleich Heineke vorhin noch so kalt und ruhig gewesen war, so verfehlte diese Scene doch nicht, auf ihn einen erschütternden Eindruck zu machen. Er blieb erstarrt und wie versteinert stehen, und als Louise wie aufgelöst in das Sopha zurücksank und ihre Augen sich schlossen, durchfuhr es ihn mit dem Schauder des Todes und er hatte keine Empfindung, kein Bewußtsein mehr von dem glühenden Rausche, mit welchem er in das Zimmer getreten war.

Als er so einige Minuten in bestürztem Erstarren und selbst wie vom Schlage gerührt dagestanden hatte, kehrte ein Gefühl von Menschlichkeit in seine Brust zurück und er eilte nach dem Waschtisch, um kaltes Wasser zu holen und Louisen's Stirne damit zu waschen, und sie so zum Bewußtsein zurück zu bringen.

Nach einiger Zeit erwachte sie aus ihrer Ohnmacht und schien sich, die matten Augen verstört und gleich einer Irrsinnigen starr um sich werfend, erheben zu wollen; dann aber sank sie erschöpft wieder zurück und legte den Kopf von Neuem, ohne ein Wort zu sagen, über ihre auf der Lehne des Sophas ruhenden Arme.

Als Heineke die Kraft seiner Tochter nach solcher

geistigen Erschöpfung und Ermattung gebrochen glaubte, und sie so, von ihrem Bewußtsein und ihren Gefühlen zermalmt, vor sich daliegen sah, begann er mit wohlberechneter Fassung und einem scheinbar ruhigen und selbstbewußten Tone:

„Du willst mich öffentlich an den Pranger stellen? Du willst mich vergiften? - - Bilde Dir doch so etwas nicht ein. Es ist lächerlich, mit solchem Selbstvertrauen sich zu schmeicheln. Hast Du Beweise und Zeugen? Wer wird Deinen Behauptungen glauben? Um mich zu beschuldigen und eines Verbrechens anzuklagen, wie Du in Deiner blinden Aufregung gethan hast, dazu bedarf es mehr, als der unüberlegten Beschuldigungen. Ist es nicht höchst unnatürlich, daß ein Vater sich solches Verbrechens schuldig macht? Wer wird Deinen Worten Glauben schenken, da ich es bisher der Welt nur gezeigt habe, daß mir christliche Liebe und Reinheit der Gesinnung am Herzen liegt. Wolltest Du wirklich Deinen Willen durchsetzen und Deine Behauptungen wahr machen, so käme es zu einer Verhandlung vor der Prätur, und wie wolltest Du da bestehen? Du würdest Dich blamiren, und man würde mir mehr glauben, als Dir. Das Ende von diesem Liede würde sein, daß ich großmüthig und edelgesinnt genug wäre, um Dich zu rechter Zeit in ein Irrenhaus bringen zu lassen, und dort würdest Du dann unter Wahnsinnigen vielleicht Dein ganzes natürliches Leben vollbringen müssen. Das Irrenhaus wäre Dir gewiß, das muß ich als Vater Dir redlich offenbaren. Mein ganzer frommer Lebenswandel zeugt gegen Dich und für mich.“

Der Redende prüfte mit scharfen Blicken, welchen Ein-

druck diese Worte auf die Gefolterte und Zermalmte gemacht hatten.

Louise vermochte nicht, sich aus ihrer Betäubung zu erheben. Sie wurde von einem unheimlichen, die Brust zusammenschnürenden Gefühle ergriffen, von einem kalten Schauder durchrieselt, und ein hervorgepreßter Seufzer war Alles, was sie auf diese haarsträubende, die Menschlichkeit empörende Entgegnung hervorzubringen vermochte.

Als Heineke wohlgefällig diese Wirkung seiner Rede bemerkte, fuhr er mit einem erheuchelten sanften Tone also fort:

„Aber glaube nicht, daß ich grausam gegen Dich verfahren werde. Ich weiß es, daß, wenn auch Dein Stiefvater, ich doch immer als Dein Vater vor der Welt dastehe. Und als solcher will und werde ich stets für Dein Bestes sorgen und Alles für Dich thun, was in meinen Kräften steht. — Es wird Zeit, daß Du Dich verheirathest. Eine glückliche Verheirathung wird Dich auf den rechten Pfad des Lebens zurückbringen. Ich habe väterliche Nachsicht mit Dir und Deiner Schwäche. Ich weiß, daß die Verführung dieser Welt groß ist, und diese Zeit, in welcher die Emigranten uns mit ihren schlechten und verdorbenen Sitten überströmt haben, bietet der Klippen und Gefahren für eine rechtschaffene Bürgerstochter gar manche. Ich werde nicht scharf und hart mit Dir in's Gericht gehen. Das Unglück wollte, daß Du strauchceltest und fielest. Das ist Alles. Das widerfährt manchem tugendhaften jungen Mädchen, ohne daß sie Lust und Neigung hat, sich einem leichtsinnigen Lebenswandel zu ergeben. Die Natur verlangt einmal ihr Recht; das ist es, wogegen Du eben so empört

warst, daß ich fast befürchtete, Dich vom Schlage getroffen zu sehen. — Rüsau kommt heute ja wieder zu Dir, um Dir Unterricht zu geben. Mit ihm will ich sprechen. Ich glaube, er hat ein gutes Auge auf Dich geworfen. Eine Verbindung und Verheirathung mit ihm würde Dein Glück sein. Ich würde Euch als Vater beschützen und befördern, wie und wo ich nur könnte. Es würde ihm nicht schwer fallen, selbst eine Lehranstalt anzulegen, besonders, wenn ich ihm die nöthigen Mittel dazu vorstreckte. Und dann würdest Du gar bald einsehen, daß alles das, was Du mir vorhin als ein schauderhaft unnatürliches Verbrechen vorgeworfen hast, nichts weiter ist, als eine leere und gehaltlose Einbildung. — Du bist noch allzu sehr Kind und kennst die weibliche Natur nicht. Es war eine Schwärmerei, die ich der Natur selbst gerne verzeihe, da ich aus der Erfahrung weiß, wie leicht junge, liebesbedürftige Mädchen auf solche Einbildungen und Vorstellungen verfallen."

Hier hielt er inne und machte einige Schritte im Zimmer auf und ab, ohne Zweifel, um zu erfahren, ob Louise nicht auf seinen Gedankengang eingehen würde.

Nach einer geraumen Pause sagte diese:

„Ja, ich will der Welt zeigen, daß mir Tugend und Sittlichkeit am Herzen liegen. Ich will mich dem Unterrichte der unschuldigen Kinder widmen. Ich fühle das Bedürfniß in mir, Lehrerin in irgend einer Schule zu werden, und der strenge, ernste, rechtgläubige Rüsau wird mir dazu Hülfe und Anleitung gewähren."

Diese Erklärung gab Louise mit einer tiefen Resignation und dem Ausdruck eines kräftigen, beherzten Entschlusses.

Heineke hatte ihr mit Wohlgefallen zugehört.

„Das ist recht", sagte er dann mit großer, befriedigter Ruhe, „nun sehe ich, daß Du wieder vernünftig geworden bist, und ich verzeihe Dir Deine vorhergehende kränkende Gemüthserhitzung, die von einer unter Phantasieschauern schlaflos durchwachten Nacht herrührt. Junge, mannbare Mädchen sind ja leider solchen Schreckbildern unterworfen."

„Begieb Dich nun zur Ruhe", sagte er dann mit erheuchelter Zärtlichkeit und Milde. „Der Morgen beginnt schon zu dämmern. Ich werde das Gleiche thun, denn das Geschäft erwartet mich nach wenigen Stunden schon wieder im Comptoir. Die heillosen Emigranten verderben uns überhaupt die ganze Hamburgische Lebensweise."

Damit verschwand er aus dem Zimmer.

Louise war mit ihrem peinlichen Gefühle, mit ihrem frommen Vorsatz allein. Sie schlief mit einem betenden Gedanken ein und empfahl Gott das Heil ihrer Zukunft und ihrer Seele.

4. Versorgung einer kummervollen Familie.

Das Haus, in welchem sich Alles begab, was wir soeben erzählt haben, lag ganz an dem Ostende des Jungfernstiegs, unfern der Ecke der damaligen Straße „Voglerswall", und wurde schon zu Anfang dieses Jahrhunderts durch ein anderes ersetzt. Von dem Hintergebäude oder sogenannten Raume aus führte ein Ausgang nach dem „Voglerswall", welche Straße seit dem Neubau nach dem

großen Brande bekanntlich eingegangen und durch die prunkenden Alsterarkaden ersetzt worden ist.

Wenn wir überhaupt durch unsere Geschichte etwas weit auszuholen scheinen, so wird der Leser dieses zu entschuldigen wissen, da es zum Verständnisse unserer Bekenntnisse eines Schwindlers und zur Zeichnung der Charaktere, mit denen wir uns bald näher beschäftigen werden, indem wir uns nach einigen Zwischenscenen in Riesenschritten der ganzen Neuzeit nähern, durchaus unerläßlich ist. Dem Leser entgeht dadurch auch nicht das Geringste, da Hamburg in neuer und alter Zeit sich immer gleich war, und man die Gegenwart nur verstehen und durchschauen kann, indem man auch die Vergangenheit in ihren haarsträubenden Nacht- und Schattenseiten kennen gelernt hat. —

Am hohen Morgen dieses Tages, in dessen Frühe wir Heineke und Louise verlassen haben, fand sich in dem Comptoir ein junges Mädchen ein von augenscheinlich noch nicht siebenzehn Jahren, welche Herr Heineke sehr dringend zu sprechen wünschte.

Die Züge des jungen Mädchens waren vom Hunger und Kummer bleich und abgemagert. Die matten Augen schienen von anstrengenden nächtlichen Arbeiten sehr angegriffen zu sein. Ihre ganze Bekleidung war sehr armselig und spinnwebendünne, aber dabei doch sehr reinlich und ordentlich.

„Sie hören ja, daß Herr Heineke noch nicht zu sprechen ist", sagte Vogelsang, als das junge kummervoll aussehende Mädchen noch immer schüchtern und verlegen dastand.

Thränen rannen über ihre Wangen, indem sie einige

unruhige Beregungen machte, offenbar nicht wissend, ob sie in ihrer Angst und Verlegenheit gehen oder bleiben sollte.

Während sie noch so dastand, trat Heineke ein, mit einem sehr verstörten und verdrießlichen Gesicht.

Als er das junge weinende Mädchen erblickte, warf er auf sie einen scharfen, erzürnten Blick und fragte:

„Was willst Du hier? Welche gemeine Dreistigkeit treibt Euch an, mich in meinem Geschäfte zu stören?“ —

„Wir haben schon seit mehreren Wochen keine Arbeit, und es ist Mutter unmöglich, den übrigen beiden kleinen Kindern auch nur das trockene Brod zu reichen, wenn ich auch gerne für mich selbst sorgen wollte“, sagte das junge Mädchen mit einem schmerzlich verschämten, kaum vernehmbaren Tone.

„Ihr seid faules Volk, das habe ich lange schon gemerkt, und mich darum von Euch zurück gezogen“, sagte Heineke mit einem wüthenden Blick und zusammengekniffenen Lippen. „Ich habe deine Mutter lange genug ernährt, und Dich und die andern Beiden dazu. Daher wird es wohl endlich Zeit, daß Ihr für Euch selbst sorget. Was sollte die Welt davon denken, wenn ich meinen sauer erworbenen Gewinn so leichtsinnig an solch' faulenzendes Bettelpack hingeben wollte? Du bist jetzt groß und ansehnlich genug, so daß Du wohl auch Deinen Vortheil von den Emigranten haben kannst“, fügte der gewissenhafte Geschäftsmann hinzu.

„Wenn wir nur die Miethe haben — weiter verlangen wir auch nichts mehr von Ihnen, und Mutter sagt doch, daß sie ihr versprochen haben, Zeitlebens wenigstens die Miethe für sie zu bezahlen.“

„Du bist grade eine solche leichtfinnige Beddel, ein solcher Strick, wie deine Mutter es war, die nur darauf ausgeht, mir auf der Tasche zu liegen", fuhr Heineke mit rohem polternden Tone fort. „Komm mir nicht wieder; sonst lasse ich Dich arretiren und als aufdringliche Bettlerin bestrafen."

Das junge Mädchen warf einen langen, vorwurfsvollen Blick auf ihn, und verließ unter neu hervorstürzenden Thränen das Comptoir.

Bald darauf erschien ein Herr von sehr ernstem und bedächtlichen Wesen, Namens Matthias Wagner, und Inhaber der Firma Wagner und Compagnie.

Was es mit dieser Compagnieschaft eigentlich auf sich hatte und wer der Compagnon war, welcher nicht genannt sein wollte, das wußte Niemand so recht zu sagen. Manche wollten behaupten, daß Matthias Wagner ganz für sich alleine stehe, die Compagnieschaft nichts als eine leere Erfindnng sei und nur dazu dienen solle, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, da man sonst aus Erfahrung wußte, daß Wagner nie etwas gehabt habe, um Credit und Vertrauen beanspruchen zu können. Er war aber im geschäftlichen Verkehr ein treuer Freund und täglicher Genosse Heineke's, mit dem er in vielseitiger Verbindung stand.

Ein kaum bemerklicher Wink mit den Augen war hinreichend, um anzudeuten, daß Matthias Wagner etwas Geheimes mit Heineke zu besprechen und zu verhandeln habe. Beide entfernten sich daher aus dem Comptoir und begaben sich eine Treppe höher in ein kleines, abgesondertes und matt erhelltes Zimmer.

„Was giebt es?" fragte Heinecke ungeduldig und fast übler Laune, nach bereits zweimaliger unangenehmer Unterhaltung an diesem einen Morgen, abermals in seiner Ruhe und Bequemlichkeit gestört zu werden.

„War das nicht Deine — die Tochter von Deiner" — fragte Matthias Wagner mit flüchtiger Neugier.

„Ach, ja — es ist die älteste, sechszehn Jahre alt, bald siebenzehn. Ich habe sie achtzehn Jahre lang unterhalten" —

„Diese?" — lächelte Matthias Wagner.

„Ich meine die Mutter. Das denke ich, ist lange genug. Ich habe sie schon seit Jahr und Tag nicht mehr besucht. Es ist jetzt auch nichts mehr an ihr. Du weißt, daß ich sonst gerne etwas thue, wenn es gilt, aus christlicher Liebe und Ehrgefühl eine öffentliche Aufforderung oder Collecte zu unterzeichnen, aber ganz umsonst will man sein Geld denn doch nicht wegwerfen."

„Das Mädchen ist hübsch, oder wenigstens könnte sie hübsch sein, wenn sie gut genährt und gepflegt würde. Mich dünkt, die Mutter war einst ganz so, wie die Tochter es jetzt dunkel in ihren Zügen anzeigt, die nur der Belebung bedürfen, um schön zu sein."

„Ja — die Mutter war einst schön, als sie noch siebenzehn Jahre zählte und auf dem Neuenwall bei Remmers als Kleinmädchen diente. Ich sah sie dort zuerst, blond, frisch, blühend, mit verlangenden blauen Augen, voll und saftig in Wuchs und Brust, als sie mir eines Abends beim Weggehen aus einer Gesellschaft den Pelz hinreichte. Ich hatte sie bald gewonnen und unterhielt sie mit Vergnügen" — sagte Heinecke und konnte einen unwillkürlich sich aus

seiner Brust hervordrängenden Seufzer nicht zurückhalten. — „Kannst Du das Mädchen nicht gebrauchen?" fügte Heineke hinzu.

Matthias Wagner schien eine innere Erregung zu bekämpfen. Seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, während er einen stechenden Blick auf seinen Geschäftsfreund warf. Dann plötzlich auf einen anderen Gegenstand das Gespräch hinüberlenkend, sagte er:

„Ich komme in einer Angelegenheit, die mich schon acht Tage lebhaft beschäftigt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen hat. Du weißt, daß ich Vormund für die einzige hinterlassene Tochter des in Bremen verstorbenen Mönkeberg bin, die seit dem Tode ihres Vater, das heißt seit ihrem dreizehnten Jahre sich in meinem Hause befindet. Ich übte anfangs ein Werk der Barmherzigkeit und alten Geschäftsfreundschaft an ihr, da ihr Vater wenig oder gar nichts hinterließ und also keine Aussicht war, meinen Beistand und meine Unterstützung in der Noth irgend wieder ersetzt oder vergütet zu bekommen. Da erhalte ich nun aber vor gut acht Tagen über Bremen einen Brief aus Baltimor, wodurch mir Anzeige und Kenntniß wird, daß dort ein Verwandter meiner Pupille verstorben ist, der dieser einzigen Erbin ein Vermögen von ungefähr zweihunderttausend Dollars hinterlassen hat. Das Mädchen, welches jetzt grade achtzehn Jahre alt ist, weiß, nachdem ich sie in dieser Hinsicht gehörig durchforscht habe, nichts von einer solchen Verwandtschaft, und es kann ihr daher nie ein Kenntniß davon werden, daß sie in Baltimor einmal eine solche Erbschaft gemacht hat. Ich habe mit allem Fleiß und nach bestem Gewissen dafür gesorgt, daß dieses glück-

liche Ereigniß nicht an die Oeffentlichkeit kommt, indem ich bedacht habe, ein wie großes Unglück dadurch entstehen könnte, wenn es irgend bekannt würde, daß meine Pupille in Amerika eine so bedeutende Erbschaft gemacht hat."

„Diese Verschwiegenheit ist sehr vernünftig", sagte Heineke, man kann in dieser Beziehung nicht vorsichtig genug sein.

„Das meine ich auch. Denn was würde geschehen, sobald es bekannt würde?" — fuhr Matthias Wagner fort, allem Anschein nach sehr erfreut darüber, bei seinem Geschäftsfreunde eine solche Zustimmung zu finden. „Alle diejenigen, welche meine Curandin jetzt kaum eines Blickes würdigen, würden dieselbe mit Liebesgedanken und Heiraths-plänen förmlich umlagern, sobald sie wüßten, daß hier zweihunderttausend Dollars zu erheirathen wären. Dann würde es hundert Heirathslustige für Einen geben; ich wäre, trotzt der besten, entgegengesetzten Ueberzeugung fast gezwungen, meine Einwilligung zu geben, und meine Pupille, von der Leidenschaft ihrer jugendlich aufwallenden Gefühle und den durch Schmeicheleien auf sie gemachten Eindrücken hingerissen, würde zu einer Ehe hingerissen werden, die ihr statt Glück nur Unglück brächte. Die natürliche Folge würde ja sein, daß das so gewonnene und erheirathete Geld in wenigen Jahren wieder hindurchgebracht wäre. Dagegen muß also ein guter Vormünder und besonnener Geschäftsmann auf seiner Hut sein. Ich würde es niemals verantworten können, wenn ich hierbei nicht meine ganze Pflicht gethan hätte."

„Das ist wahr", sagte Heineke.

„Um meiner Pupille also nicht einen zu großen Willen

über meine bewährte Ueberzeugung einzuräumen, habe ich die Erbschaft für sie zum größten Geheimniß gemacht. Allein ein wahrhaft praktischer Geschäftsmann und seine ganze Obliegenheit erfüllender Curator wendet seine Blicke und Rücksichten nach allen Seiten, und erwäget Alles, was nach der Natur der Dinge und des menschlichen Lebens kommen kann und muß. Wie lange Zeit wird noch vergehen, und Emilie Mönkeberg, meine Pupille, wird in sich den Instinkt und das natürliche Bedürfniß fühlen, sich einen Geliebten zu erwählen und zu heirathen, weil sie dem alten Triebe Eva's nicht widerstehen kann. Was ist da zu thun? Die Sorgen und Besorgnisse mehren sich, die Gefahr wächst mit den Jahren. Als guter Vormünder muß ich vorbeugen und Rath schaffen, und darum bin ich jetzt zu Dir gekommen, um diesen schwierigen Punkt mit Dir gemeinschaftlich zu überlegen."

„Mit mir?" entgegnete Heineke. „Wie kann ich da rathen und helfen? — Aha! Du meinst vielleicht, ich selbst soll Deine Pupille heirathen?" —

Bei dieser Frage machte der sorgsame Vormünder plötzlich eine sehr ernsthafte Miene und für den tiefer Blickenden war es nicht schwer, zu erkennen, daß hier die Feder angesetzt werde, um wo möglich einen Strich durch seine Rechnung zu machen. Es zeigte sich also das unerwartete Bedürfniß, sehr behutsam vorwärts zu gehen. Der auftauchenden List und Verschlagenheit mußte die volle Kraft der durchtriebenen Geschäftsthätigkeit entgegengesetzt werden.

„Auf diesen Gedanken", sagte Matthias Wagner, bin ich freilich noch nicht gekommen, obgleich ich sehr gut einsehe, daß Du für meine Curandin eine erwünschte und

probehaltige Partie sein würdest. Allein meine Absicht beim Hierherkommen war dennoch, wie ich Dir als alter Freund und Geschäftsgenosse nicht verhehlen kann, eine andere. Bei einer Verheirathung mit Dir würde es jedenfalls großes Aufsehen und verrätherischen Verdacht erregen; ich meine daher, daß es meine Pflicht ist, hier eine Verheirathung mit einem jugendlichen Gatten herbeizuführen. Dieser ist jedoch, nach meiner Fürsorge, nicht so ganz leicht zu finden, da es meinem Gewissen, wie gesagt, widerstrebt, das Geld in die Hände eines leichtsinnigen und unpraktischen Geschäftsmannes zu geben."

„Darauf muß man in diesem Falle allerdings sehen", entgegnete Heineke. „Nur Du würdest die gehörige und entsprechende Wahl zu bestimmen haben."

„Das ist es eben", sagte Matthias Wagner, hoch erfreut darüber, den Geschäftsfreund so ganz auf seine Ideen eingehen zu sehen.

Nach einer Pause fuhr er dann fort:

„Ich habe nun bereits meinen Plan gemacht und meine Wahl getroffen. Es wäre nach meiner Ueberzeugung nichts zweckmäßiger, als wenn Emilie Mönkeberg sich mit einem Sohne von Dir verheirathete. Auf diese Weise", fügte er wohlgefällig hinzu, „könnten wir Beide bei dieser Verheirathung unsern Vortheil haben."

„Mit einem Sohne von mir?" versetzte Heineke. „Wie kommst Du auf diese ganz und gar aus der Luft gegriffene Idee, da es Dir doch wohl hinlänglich bekannt sein muß, daß ich gar keinen Sohn, nicht einmal einen Stiefsohn habe."

„Verstehe mich recht; ich meine nicht mit einem leibhaftigen, sondern mit einem adoptirten."

Seine ganze Ueberzeugung und Entschlossenheit zusammennehmend, sagte er dann:

„Du sollst und mußt einen Sohn adoptiren, und dieser soll der Mann meiner Pupille werden."

„Ja, woher den aber so schnell nehmen?" versetzte Heineke.

„Ich habe schon Einen. Dieser ist bereit und zufrieden, sich mit dem Mädchen zu verheirathen, wenn er fünftausend Dollars und außerdem freie Ueberfahrt nach Amerika erhält. Sobald er einige Monate verheirathet und, der Angabe nach, bei mir im Geschäft gewesen, reiset er aus merkantilischen Gründen nach Amerika, um dort ein Comptoir anzulegen. Der jungen Frau wird dieses Unternehmen als unerläßlich zur Beförderung und Hebung des Geschäftes geschildert; sie muß sich darin fügrn, sie mag wollen oder nicht, und um ihr nicht ganz das Herz zu brechen, wenn ja die Möglichkeit dazu vorhanden sein sollte, wird ihr die Hoffnung vorgespiegelt und ausgemalt, daß sie ihm in zwei, drei Monaten folgen soll. Unterdessen erfährt sie natürliich immer nichts von der Erbschaft und dem Vermögen, über welches sie ursprünglich allein zu gebieten hatte."

„Wenn sie aber wissen sollte, daß ich keinen Sohn habe, und wenn man außerdem in der Stadt" — entgegnete Heineke.

„Da sei unbesorgt. Für alle Fälle habe ich bereits meinen Plan calculirt und erwogen. Es ist ein Sohn von Dir, den Du bisher nicht als den Deinigen anerkennen wolltest. Der Junge hat sich aber gut aufgeführt und in

einem Hause in Amsterdam trefflich empor gearbeitet, so daß Du Dich gedrungen fühlst, ihm Deinen väterlichen Schutz angedeihen zu lassen. Ich werde dafür sorgen, daß dieser Mensch, ein geborner Preuße aus Danzig, in Berührung mit meiner Emilie kommt und sich ihr sehr angenehm macht. Der Mensch ist zu einem solchen Project wie geschaffen, und besitzt eine so einnehmende Beredtsamkeit, ein liebeathmendes Wesen, daß es ihr unmöglich sein wird, seinen Ausbrüchen und Erklärungen ungebändigter Liebe zu widerstehen. An einem Siege über ihren Willen und ihre Neigung ist gar nicht zu zweifeln. Du brauchst diesen Sohn bloß für den Deinigen, das heißt in abgemessener Form anzuerkennen, und die Sache ist abgemacht. Die Verheirathung geht vor sich. Mein junger Compagnon erhält seine fünftausend Dollars, geht mit dem nächsten Schiffe nach Amerika, um dort ein Nebengeschäft zu begründen und — die Sache ist abgemacht."

„Was wird für die Anerkennung dieses Sohnes aber mein Lohn sein?" fragte Heineke. „Denn da der Sohn so anständig bedacht werden soll, so hoffe ich nicht, daß der Vater für diese übernommene väterliche Verpflichtung leer ausgehen soll."

„Das sollst Du allerdings nicht", sagte Matthias Wagner, und drückte dem Geschäftsfreunde die Hand, wie nach abgemachter Sache. „Wir werden möglichst brüderlich mit einander theilen. Wenigstens sollst Du zufrieden gestellt werden."

„Bei dieser Gelegenheit könnte ich aber sogleich noch einige Nebenbedingungen machen", versetzte Heineke, mit der Antwort seines Geschäftsfreundes vollkommen zufrieden.

„Du hast vorhin gehört, daß das Mädchen, die Dir so gut gefiel, noch eine Mutter hat, die, ich gestehe es offen, mir eine gute Reihe von Jahren hindurch zur Last fiel. Diese ihre Mutter muß versorgt werden, und dazu könntest Du mir die Hand bieten.“

„Wie so? Erkläre Dich deutlicher.“

„Du könntest sie in die unter Deiner Verwaltung stehende milde Stiftung aufnehmen.“

„Sie ist nur allzu sehr überfüllt, kein Platz mehr offen. Dazu hat sich erst gestern eine Frau gemeldet, die große Ansprüche hat und nach der früheren Stellung ihres verstorbenen Mannes nicht wohl abgewiesen werden kann. Sie hat mich bereits seit einem halben Jahre belästigt, und mit Thränen beschworen, sie nicht dem Hunger und Kummer, ja, selbst dem Bettelstabe anheimfallen zu lassen. Ich habe sie bisher vertröstet, aber es wird sich länger nicht gut thun lassen. Die Verdienste ihres Mannes sprechen zu sehr für sie, und sie hat mir bereits Dinge gesagt, die, wenn sie sie weiter ausbreitet, mir leicht schädlich und gefährlich werden können, da ich doch soviel als möglich suchen muß, meine Ehre und mein Ansehen vor der Welt zu bewahren. Die Verwaltung des Stiftes darf nicht zum Leumund des leichtgläubigen und schmähsüchtigen Volkes werden. Ich muß schon des merkantilischen Credites und geschäftlichen Rufes wegen sehr auf meiner Hut sein.“

„Du wirst ihr doch gesagt haben, daß sie schon Vorgängerinnen in der Bewerbung hat, und daß Andere da sind, die größere Ansprüche haben und mehr berücksichtigt werden müssen, als sie?“ —

„Das habe ich allerdings. Man muß sich zu sichern wissen. Indessen“ —

„Es bedarf also gar keiner Verhandlung weiter. Du giebst meiner Fürsprache Gehör, nimmst die von mir Empfohlene in die Stiftung auf, damit sie Zeitlebens versorgt ist, und ich adoptire als Sohn den künftigen Gemahl der Emilie Mönkeberg. Für die anderen beiden Geschwister jenes Mädchens, das Dir so gut gefallen hat, und für das Du ohne Zweifel auch bald sorgen wirst, werde ich dann schon das Meinige thun, damit sie in das Waisenhaus aufgenommen werden. So ist eine ganze unglückliche Familie anständig untergebracht und es ist nicht zu erwarten, daß man noch länger davon belästigt wird. Die beiden Waisen sind zu gleicher Zeit auch versorgt, deren Vater, wie die Welt schon gelegentlich erfahren hat, ein Steuermann war, der mit einem Schiffe verunglückte, der also um Hamburg's Handel seine Verdienste hatte, und dessen hinterlassene Kinder demnach mit Recht Anspruch darauf haben, in das Waisenhaus aufgenommen zu werden.“ —

„Ich sehe wohl“, sagte Matthias Wagner, „daß ich nicht umhin kann, deinen Wunsch und Willen zu erfüllen, oder mit andern Worten, die Wittwe, auf deine Fürsprache in die Stiftung aufzunehmen. Gieb ihr nur einen Wink, daß sie sich einmal an mich wenden solle. Um das gute Ansehn zu bewahren, werde ich sie zwar zuerst abweisen und darauf hinweisen, daß sie in ihrer Stellung gar keine Hoffnung und keine Ansprüche auf eine solche Wohlthat haben könne; beim Gehen aber werde ich ihr dann jedes Mal eine mögliche Aussicht gewähren, sie zum Wiederkommen und neuen Anliegen reizen und endlich ihr den Wunsch

erfüllen. Da sie ihre erwachsene Tochter aber unmöglich mit in die Stiftung hineinnehmen kann, so werde ich es ihr zugleich als eine große Wohlthat und einen Beweis frommer Milde zeigen, daß ich für die anderweitig sorgen werde, wenn ich sie vorläufig auch nur bei einer mir bekannten Frau einmiethen und das Nöthige zu ihrem Unterhalt geben sollte."

„Gut, sagte Heineke, die Sache ist abgemacht. So wäre denn die ganze mir bisher zur Last liegende Sippschaft versorgt. Im Uebrigen triff mit deiner Pupille nur die nöthigen Einleitungen; den vorgeschlagenen Sohn, oder den Mann, welchen Du für die Mönkeberg in Bereitschaft hast, will ich adoptiren. Es versteht sich von selbst, daß ich dafür meine Procente und Courtage bekomme, denn für nichts und wieder nichts adoptirt man doch keinen Sohn aus einer unrechtmäßigen Liebe, und schändet sich so selbst an Ehre, Ruf und gutem Namen."

„Darüber werden wir uns schon verständigen. — Es ist somit dafür gesorgt, daß das Geld in guten Händen bleibt. Zwar werde ich die junge Strohwittwe, sobald der Gemal nach Amerika abgereist ist, versorgen müssen, allein diese Rente läßt sich bis auf Weiteres nicht tilgen."

Matthias Wagner entfernte sich, und Beide waren nicht wenig erfreut darüber, ein so gutes Geschäft außer der Börse gemacht zu haben.

5. Der Candidat.

Ein Jeder kann in seinem Leben und seinem Kreise die Erfahrung machen oder hat sie bereits gemacht, daß es

Tage giebt, an welchen Glück, Verdienst, Geschäftsaussicht und Alles uns zu verlassen scheinen, und wieder andere, wo durch Geschäftsthätigkeit, Verdienst und Glück Alles auf uns einströmt. Es ist gleichsam, als wenn Alle sich besprochen hätten, uns mehrere Tage der trübsten Aussicht zu überlassen, und dann plötzlich wieder an einem und demselben Tage auf uns einzudringen und so den Muth auf eine unerwartete Weise zu beleben. Das gilt in guter wie in schlechter Beziehung.

Ein solcher Tag der geheimnißvollen Geschäftigkeit war heute für Heineke angebrochen. Wie viele Umstände und Verhältnisse waren nicht schon an seinem Bewußtsein vorübergegangen, seit er von den mit den französischen Emigranten durchgemachten Orgien und Bacchanalien in seine Wohnung zurückgekehrt war. Das Eine drängte das Andere, und Alles miteinander füllte den Kreis seines eigenthümlichen Handelns und Wirkens aus.

Als Matthias Wagner das Comptoir verlassen hatte, that auch Heineke bald dasselbe, um sich in ein oberes Zimmer zu begeben, wohin ihn eine besondere Absicht rief, deren Ausführung er nicht verschieben konnte. Er wußte nämlich, daß es die Stunde war, in welcher der Candidat Rüsau zu kommen pflegte, um seiner Tochter Louise noch fortwährend Unterricht im Englischen, besonders aber in der Religion zu geben. Um Unterricht im Englischen hatte Louise gebeten, aber den in der Religion hatte Heineke aus besonderen, tieferen Gründen hinzufügen lassen. Er wollte dadurch nämlich einen doppelten Zweck erreichen. Einmal um sich vor der Welt ein recht frommes und religiöses Ansehen zu geben und so alle Klatschereien und

Gerüchte Lügen zu strafen und niederzuschlagen, indem er so calculirte, daß vernünftige Leute es nie für wahr und möglich halten würden, wenn erzählt wurde, daß ein Mann sich schlechte, von Grund aus unsittliche Handlungen zu Schulden komme lasse, da man doch sehe, daß ihm Religion und Frömmigkeit am Herzen lägen. Nur aus diesem Grunde ließ Heineke seiner Tochter noch Religionsstunden geben, um seinen Ruf zu wahren, und alle Handlungen, die er schon begangen hatte oder noch zu begehen gedachte, mit einem frommen Schein und Schleier zu umhüllen. Unter diesem Deckmantel glaubte er vor allen Anschuldigungen und selbst Verdächtigungen sicher zu sein, und der Leser mag ersehen und ermessen, ob er die Welt recht verstand und zu behandeln oder zu täuschen wußte; ob er den Zweck erreichte, den er erreichen wollte, oder — ob die Welt in ihrem reinen, natürlichen Instinct oder Gefühl sich durch nichts täuschen und beirren läßt.

Zweitens aber auch, um seine Tochter und Untergebenen in der gehörig demüthigen Abhängigkeit und Unterwürfigkeit zu erhalten. Aller Widerspruch und alle Widersetzlichkeit, welche sich in häuslichen Verhältnissen gegen ihn etwa erheben wollte, sollte dadurch unmöglich gemacht werden. Auf diese Weise sollte jede freie Denkungsart gegen den Patron des Hauses unterdrückt und im Keime erstickt, der Gehorsam und die unbedingte Folgsamkeit, welche nie die Schranken der Demuth zu überschreiten wagte, zur andern Natur gemacht werden. Dadurch aber wollte Heineke für sich die Möglichkeit gewinnen, für sein Theil immer freier und sorgloser zu handeln, seine Grundsätze und Thaten dem prüfenden Urtheil und dem ihm Zweifel und Mißtrauen

entgegensetzenden Vorwurf, dem offen ausgesprochenen Tadel zu entziehen.

Heineke trat in das kleine Zimmer, in welchem der Candidat Rüsau, seiner erwachsenen Schülerin gegenüber, an einem kleinen grau angemalten Tische saß und unterrichtete. Nachdem der Eingetretene seiner Tochter einen flüchtigen Wink gegeben und diese sich entfernt hatte, ohne daß der gegebene Wink von dem Candidaten eben bemerkt worden wäre, ging er noch einige Schritte auf und ab, stand dann zur Seite des kleinen Tisches still und sagte:

„Ich benutze diese Gelegenheit, um Ihnen einmal meine volle Zufriedenheit mit dem meiner Tochter bisher ertheilten Unterricht auszudrücken. Für den folgsamen und willigen Sinn, den sie meiner Tochter einpflanzen, bin ich Ihnen vielen Dank schuldig; nur scheint mir nicht, daß Ihnen Ihre Mühe und Ihr Streben allseitig nach Verdienst vergolten und belohnt wird. Ich glaube, Sie haben noch mit Lebenssorgen zu kämpfen, und das muß in Hamburg ein junger Mann nicht, der solche tiefe und umfassende Kenntnisse sich erworben hat und dabei einen so ernsten und rein sittlichen Charakter besitzt, der ihm zum höchsten Ruhme gereichen muß."

Diese Worte wurden mit einem gewissen würdigen und sogar feierlichen Ton gesprochen, und sie verfehlten ihre Wirkung auf den leicht erröthenden und schüchtern sich vorüber beugenden Candidaten nicht.

„Meine Ansprüche an die Welt sind sehr bescheiden", versetzte Rüsau. „Schon in dem Hause meiner Eltern in Riga bin ich an Mangel und Entbehrung gewöhnt worden. Was man in Hamburg Bedürfniß nennt, habe

ich nie kennen gelernt. Die Gottesfurcht hat alle Wünsche meines Herzens befriedigt."

„Nicht wahr, Sie haben in Erlangen Theologie studiert?" fuhr Heineke fort. —

„Ja", antwortete Rüsau, verlegen stotternd.

„Wie Ihnen das bei solcher Armuth, wie Sie sagen, nur möglich geworden ist. Ich denke mir, Sie müssen häufig gedarbt und selbst Mangel gelitten haben."

„Ich habe es mit dem größten Vertrauen auf Gottes Vorsehung unternommen und durchgeführt", entgegnete der Candidat mit charaktervoller Bestimmtheit.

„Trotz dem stillsten und solidesten Leben und trotz ihrem Vertrauen auf Gott und seine Fürsorge werden Sie dort aber doch Schulden gemacht haben?" fragte Heineke weiter, und warf dabei einen ruhigen und prüfenden Blick auf den immer befangener werdenden Candidaten.

„Das habe ich allerdings", sagte dieser und wurde bald roth, bald blaß.

„Und diese Schulden sind noch nicht bezahlt?" fragte Heineke wieder, mit einem möglichst sanften und freundlichen Ausdruck.

„Nein — noch nicht — alle", sagte Rüsau.

„Die müssen nach grade aber wohl bezahlt werden."

„Das müssen sie freilich; bis jetzt war es mir aber noch nicht möglich. Ich hoffe indessen" —

„Ich habe Ihnen vorhin schon gesagt", fuhr Heineke jetzt mit einem lebhafteren und erhöhteren Tone fort, „daß ich mit Ihrem Unterrichte sehr zufrieden bin, und daß Sie meinen ganzen Beifall und Dank in Anspruch nehmen können. Sie dürfen also auf meine Vergeltung und Er-

kenntlichkeit rechnen, so weit es in meinen Kräften steht, wie und wann sie wollen. Es sollte mir ein Vergnügen sein, wenn ich Ihnen diese Erkenntlichkeit durch die That beweisen könnte. Ich glaube außerdem bemerkt zu haben, daß Ihre Persönlichkeit und Ihr ganzes Wesen nicht ohne Eindruck auf meine Tochter zu machen geblieben ist. Sie scheinen zu derselben bereits in einem Verhältniß zu stehen, daß es nur des lauten Ausdrucks bedarf, um" —

Ohne den Sinn dieser Worte ganz verstanden zu haben und sich des ihm aufgenöthigten Verhältnisses klar bewußt worden zu sein, sagte Rüsau mit möglichst gefaßtem Tone:

„Sie hat mir soeben die Erklärung gemacht, daß" —

„So? Das hätte sie wirklich schon gethan? So wäre sie mir zuvorgekommen? Das konnte ich von ihrer Zurückhaltung und Verschlossenheit gar nicht erwarten. Aber desto besser. Es ist mir lieb, daß sie sich Ihnen selbst entdeckt hat, noch ehe ich mit meinem väterlichen Wunsch dazwischen kam. So sehen Sie selbst, daß es sich hier um eine reine Sache des Herzens handelt, und ich brauche denn nichts weiter hinzuzusetzen, als daß der Wunsch meiner Tochter auch der meinige ist. Und hoffentlich wird dieser doppelte Wunsch der Neigung ihres Herzens auch nicht entgegen sein."

„Nein, durchaus nicht", sagte Rüsau, „ich bin im Gegentheil sehr erfreut" —

„Nun, so gebe ich meinen väterlichen Segen dazu", versetzte Heineke in einem möglichst kräftigen und heiteren Ausdruck. Ich bezahle Ihre Universitätsschulden und die Sie etwa in Hamburg schon gemacht haben, und Sie werden

mein Schwiegersohn, so bald Sie oder meine Tochter den Tag der Verbindung herbeiwünschen. Daß ich auch dann noch Alles thun werde, um Ihr beiderseitiges Glück und Fortkommen zu gründen und zu sichern, versteht sich von selbst. Daran kann es Ihnen in Hamburg überhaupt nicht fehlen, wenn sie stets darnach streben, den alten, rechten Glauben unter den unteren Volksclassen zu erhalten und zu verbreiten, und mit allen Kräften der sogenannten freien, das Bestehende umstürzen wollenden Denkungsart entgegen zu arbeiten. Der Senat kann nur dann Gutes für alle Bürger wirken, wenn diese in der gehörigen Demuth und Ergebenheit erhalten werden, der ganze Staat und unsere unverbesserliche Verfassung kann ohne den rechten Glauben der Kirche nicht bestehen. Merken Sie sich das. Sie haben überhaupt den rechten Charakter und die unerschütterliche Gesinnung dazu. Somit begrüße ich Sie mit Freuden als meinen Schwiegersohn und werde Ihre Verdienste mehr und mehr an das Licht zu bringen wissen, und dann wird der Senat mehr für Sie und meine Tochter thun, als in meinen Kräften steht. Darum überlasse ich es nunmehr auch ganz dem Drange Ihres Herzens, den Tag der Hochzeit zu bestimmen, so bald und so schnell, als Sie es wünschen."

Rüsau saß da wie ein vom Schlage Getroffener. Er sperrte im wörtlichen Sinne Mund und Augen auf, und wußte vor Bestürzung und Verlegenheit nicht, was er auf diese so überaus freundlich und günstig an sein Ohr klingenden Worte antworten sollte.

Die Worte: „Schwiegersohn" — „Heirath" — „Verbindung" — summten noch mehrere Minuten lang in seinen

Ohren. Er hustete und räusperte sich wie zum Sprechen, aber ein Ton, ein articulirter Klang kam nicht darüber.

Heineke schien diese Bewegung und Erstarrung, die er angerichtet, nicht zu bemerken. Er ging ruhig im Zimmer auf und ab, um dem so übermäßig beglückten Candidaten erst gehörig Zeit zu lassen, sich wieder zu sammeln. und aus der zu Boden gedonnerten Verwirrung zur Besinnung und zum Bewußtsein zurück zu kehren.

Rüsau seinerseits mochte in seiner Bewußtlosigkeit und Verlegenheit auch gar nicht bemerken, wie viele Minuten vergingen, ehe er die Sprache wieder bekam. Endlich jedoch erwachte er aus seiner Betäubung und mit mühsam hervorgepreßten Worten sagte er:

„Sie hat gegen mich — nur den Wunsch geäußert, daß sie in — der Schule, in welcher ich Unterricht ertheile — auch gerne Unterlehrerin werden möchte.“

„So?“ versetzte Heineke. „Nun, so hat sie einen etwas weiten Umweg gewählt, um die wahren Gefühle und Absichten ihres Herzens zum Ausdruck kommen zu lassen. Ich glaube aber, daß Ihnen auch dieses Entgegenkommen sehr lieb und angenehm sein wird. Denn, daß auch sie eine heimliche Liebe zu Ihrer Schülerin fühlen, ist meinem Scharfblick nicht entgangen, wie ich Ihnen nur gradeaus erklären will. Aber beruhigen Sie sich darüber und haben Sie guten Muth. Ich habe Ihnen schon gezeigt, daß ich den Empfindungen Ihres natürlichen Herzens nichts in den Weg legen, vielmehr Alles thun werde, um Ihr Glück und Fortkommen zu beschützen. — Meine Tochter wird Ihnen in ihrer Stellung bald also noch bedeutend näher sein. Eine solche Nähe wird oft gefährlich und führt leicht zu

Schritten, die man nachher vor der Welt zu bereuen alle Ursache hat. Es wäre mir leid um Sie und Ihre sich Ihnen hier jetzt eröffnende Carriere, wenn es dazu kommen sollte. Die menschliche Natur ist nicht selten schwach, trotz der größten Frömmigkeit. Jeder Mensch, auch der beste und tugendhafteste hat seine gefährlichen und schwachen Stunden, in denen er fällt. Und zeigt Ihnen die Bibel selbst nicht das erste und älteste Beispiel? War Adam nicht schwach durch Eva, und wollen Sie stärker sein als Er? Darum rathe ich Ihnen, thun Sie Ihrem Herzen keine Gewalt an. Daß Sie meiner Tochter den Wunsch, neben Ihnen und unter Ihrer Anleitung Unterlehrerin zu werden, erfüllen, davon bin ich überzeugt. Und mir ist es ganz lieb und recht, daß meine Tochter sich eine solche Thätigkeit erwählt. Sie ist von mir stets zu einem gesetzten und besonneuen Lebenswandel angehalten. — Wo bleibt Louise aber, sollte sie an der Thür gelauscht haben und nun sich schämen, in meiner Gegenwart wieder herein zu kommen? Ich werde hinunter gehen, und sie zu Ihnen wieder herauf schicken. Uebrigens haben Sie guten Muth und folgen Sie ganz dem Wunsch Ihres Herzens. Mein Wort halte ich Ihnen. Wenn sie mit Louise erst wieder alleine sind, werden Sie gemeinschaftlich schon den rechten Entschluß fassen."

Damit ging er.

Rüsau war mit seinen Gefühlen und Betrachtungen allein.

Was sein Beschützer mit seiner letzten Rede eigentlich hatte sagen wollen, war ihm dunkel und unverständlich geblieben. Ob er Louise wirklich liebte, ob eine mehr als freundschaftliche Neigung, ein tieferes, zärtliches Gefühl

in seinem Herzen sich gebildet hatte, darüber vermochte er sich jetzt am Wenigsten Rechenschaft zu geben. Daß er ihr oft recht lange und zutraulich in die Augen gesehen hatte, wenn er von religiösen Dingen sprach und sie nicht minder ihn fest und innig lauschend auf das geringste seiner Worte, betrachtet hatte, nun ja, das hatte er oft gesehen. Er aber hatte diese Theilnahme nie für mehr gehalten, als für die sinnige Aufmerksamkeit und die lernbegierige Hingebung einer gefühlvollen Schülerin. Diese Wechselwirkung Liebe zu nennen, dahinter auch nur eine tiefere Bedeutung zu ahnden, war ihm nie eingefallen.

Plötzlich aber hatte ein Dritter diesem Verhältniß einen bezeichnenden Charakter, einen höheren Namen gegeben, und — er wagte daran zu glauben. Im Nu entwickelte sich in ihm die ganze Auffassung dieses beglückenden und beseligenden Zustandes. Seine Schülerin konnte — sollte seine Frau werden. Er selbst sollte dadurch allen Sorgen entrissen und zu einem neuen, kummerlosen Leben gebracht werden. Etwas, was er nicht zu ahnden, viel weniger zu hoffen gewagt, sollte in einer raschen Wendung der Dinge zur Wahrheit und Wirklichkeit werden. Er, der von dem Hause seiner Eltern in Riga her, seine Schul- und Universitätsjahre hindurch mit den größten und demüthigendsten Entbehrungen zu kämpfen gehabt hatte, nicht hoffend, noch irgend einmal auf einen grünen Zweig zu kommen, er sah durch die Liebe, auf die ein Anderer ihn hingewiesen, sich jetzt plötzlich in eine neue Welt geführt.

Rüsau fühlte sich zum ersten Male als freier, glücklicher Mensch. Seine Brust erweiterte sich. Seine Wangen glühten. Die Phantasie war geschäftig, vor seiner

inneren Anschauung die kühnsten, lieblichsten und reizendsten Bilder auszumalen. Er sah sich überaus glücklich und selig an der Seite einer sich traulich an ihn schmiegenden Gattin, umgeben von blühenden Kindern — im weißen Ringkragen und schwarzen Summarium. —

Da trat Louise wieder ein.

Er vermochte kein Wort hervorzubringen. Sie recht fest und lange zu betrachten, das war Alles, dessen er fähig war.

Seine Schülerin dagegen schien die Unbefangenheit selbst zu sein. Ihr ganzes Wesen war ruhiger und muthiger geworden. Als sie sich wieder an ihren Platz gesetzt hatte, sagte sie mit gleichgültigem und natürlichen Tone:

„Die Stunde wird wohl aus sein? Hat Vater mit Ihnen darüber gesprochen?" —

„Ja — Louise — er hat mir seinen ganzen Willen zu erkennen gegeben. Ich weiß nicht, wie ich ein solches Glück verdient habe. Ich hätte es nie gewagt, es auszusprechen, daß es mein sehnlichster Wunsch sei, Sie in einem solchen Verhältniß zu mir zu sehen", sagte Nüsau, faßte Louisen's Hand und drückte sie, zum ersten Male in seinem Leben, recht warm und zärtlich.

„Es wird mein eifrigstes Bestreben sein, Ihren Vorschriften auf's Gewissenhafteste nachzukommen. Sie sollen sehen, daß ich Ihnen treu und fleißig zur Seite stehen werde", fuhr Louise fort.

„O, gewiß, das werden Sie, wie ich es werde" — versetzte Nüsau. „Ich weiß mich in diesem Glück nicht zu fassen!"

„Und er ist es zufrieden, daß es so bald wie möglich

ausgeführt werden kann? Daß ich schon in den nächsten Tagen ganz in Ihre Nähe kommen kann?

„Ja — ja, rief Rüsau mit aufwallendem Entzücken, „ganz — ganz — in meine Nähe, und — so bald ich es — so bald wir es wünschen!"

Die Schülerin erhob sich — der Lehrer zog sie — zum ersten Male in seinem Leben — mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit zu sich, indem er abermals ihre Hand ergriff, und — die Schülerin, welche gegen ihn sonst die Verschämtheit und demüthige Zurückhaltung selbst gewesen war, folgte seiner Hand und hinziehenden Kraft mit einer ungewöhnlichen willfährigen Hingebung; ja, sie legte ihren Arm auf seine Schulter, sank mit einem tiefen Seufzer an seine Brust und drückte einen glühenden Kuß auf seine Lippen.

Der Lehrer wurde von einem unwillkürlichen Schauder durchrieselt. — Louise hatte ein gleiches Gefühl; als sie sich langsam von seiner Brust, aus seiner Umarmung wieder erhob, trat — eine Thräne in ihre Augen, die sie aber schnell wieder zu entfernen suchte.

Als Rüsau das Zimmer verließ, sagte Louise:

„Also Sie hoffen, mir in der Schule eine Stelle als Unterlehrerin verschaffen zu können?"

„Ganz bestimmt; Sie können sich darauf verlassen."

„So werde ich so bald wie möglich dieses Haus verlassen und in Ihrer Nähe beim Unterricht mitwirken. Es wird mir eine große Freude machen."

Beide drückten sich noch einmal die Hand und trennten sich.

Louise ahnete es recht gut, daß ihr Vater gegen Rüsau noch andere Eröffnungen und Aussichten gemacht hatte, als es in ihrem hier eben noch besprochenen Plane

lag, aber sie hütete sich wohl, diese Seite zu berühren. Sie hatte bisher keine Liebe zu Rüsau gehabt, sie hatte ihn nur als ihren Lehrer betrachtet, das war Alles, was sie sich mit aller Ehrlichkeit sagen mußte. Aber der Zustand, in welchem sie sich befand, nöthigte ihr eine Heuchelei und trügerische Verstellung auf, die ihrer Natur auf's Tiefste zuwider war. Sie wurde selbst von der Schändlichkeit und Niederträchtigkeit empört, mit der sie Rüsau, ihren Lehrer der Religion und Sittlichkeit betrügen sollte und mußte, um die verbrecherische blutschänderische Schuld von dem Haupte ihres Vaters zu nehmen, und eben deshalb schauderte sie zusammen und quoll unwillkürlich eine Thräne aus ihren Augen, als sie an die Brust dieses Geliebten und — arg getäuschten Vaters des noch unter ihrem Herzen ruhenden Kindes sank, aber — die Noth der Umstände und des sittlichen Scheines, der ruhlose Plan ihres eigenen Vaters zwang sie zu diesem Betruge, für den die Rache nicht ausbleiben sollte. —

6. Die Göttin der Vernunft.

Die französischen Emigranten hatten französische Comödianten nach sich gezogen. Auf der großen Drehbahn war damals das „Apollotheater", zur Darstellung französischer Comödien und Schauspiele, nach dem Bedürfniß der Zeit geschmackvoll eingerichtet und decorirt. Aber nicht blos die Emigranten, sondern aus dem sogenannten gebildeten Publikum Hamburg's fanden sich hier Zuschauer ein, und es wurde guter Ton, das deutsche „Stadttheater" am Gänsemarkt zu vernachlässigen und dafür das französische „Apollotheater" auf der großen Drehbahn zu besuchen, gleichviel

ob man der französischen Sprache mächtig war oder nicht. Man wetteiferte mit den Franzosen und wollte wenigstens hier es mit dem Pariser Leben und Geschmack aufnehmen. Ja, selbst die Frauen und Töchter gewöhnlicher Geschäftsleute nahmen damals noch Unterricht im Französischen, und fingen an das Französische zu radebrechen, wenigstens in den Logen des „Apollotheaters" so oft als es nur möglich war, ein „Oui" und ein „Non" hören zu lassen.

Ein sehr bewegtes und frivoles Leben drängte sich auch hinter den Coulissen des „Apollotheaters" zusammen. Kaufleute und Commis, ja selbst Comptoirlehrlinge und Principale rivalisirten hier miteinander um die Gunst der Schauspielerinnen. Diese konnten im wahren Sinne des Wortes bei ihren Stichwörtern nicht den Ausweg auf die Bühne finden, weil sie von ihren Leander'n und Seladon's nicht bloß umschwärmt und umstanden sondern förmlich erdrückt wurden. Obgleich es sonst bei allen Bühnen verboten ist, das Terrain der Coulissen zu betreten, so war es hier im französischen „Apollotheater" doch erlaubt, und zwar au Veranlassung der Schauspielerinnen, welche es durchsetzten, den allgemeinen Zutritt hinter die Coulissen offen zu erhalten, und zwar aus dem Grunde, um dadurch den größtmöglichsten persönlichen und materiellen Vortheil zu erzielen. Wohin bei dieser Rivalität die frivole Galanterie und ausschweifende Zärtlichkeit mit den Schauspielerinnen sich verirrte, darf die Feder nicht schildern. Die Matadore der Galanterie, um ihren Commis und Comptoirlehrlingen, die mit den blonden Haaren und schmachtenden blauen Augen bei den leichtsinnigen Französinnen unerhörtes Glück machten, den Rang abzulaufen, ließen hinter den Coulissen ungeheure

Vorräthe von Champagner und Delicatessen anfahren, und um dem Appetit die rechte Würze zu geben, waren die Champagnergläser mit Moschus und die Desertteller mit Teufelsdreck (Assa foetida) eingerieben, welche Ingredienzien die ganze Bühne nicht bloß, sondern auch den übrigen Raum des „Apollotheaters" mit dem pikantesten und betäubensten Duft erfüllten.

Frivolität und Ausgelassenheit der schwärmenden Liebe erreichten aber ihren höchsten Grad, wenn nach dem Ende des Stücks nicht bloß der Vorhang sondern auch andere Verhüllungen gefallen waren, und man nun nach einem heroischen Schauspiel des classischen Racine oder Corneille, einen Zug schwärmender und tobender Bacchanten in puris naturalibus aufführte, bis im allgemeinen Taumel die ermatteten Bacchantinnen auf die hinter die Coulissen geschleuderten Haufen der Champagnerflaschen, in den sinnlich romantischesten Stellungen und Gruppen hinabsanken, flüchtig gebettet auf den blauen Unterröcken der Schäferinnen oder den rothen Tunika'n römischer Feldherrn und Kaiser.

Er war an dem Abend jenes Tages, an welchem, wie wir gesehen, sich so Mancherlei ereignete, das unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, als sich in dem bunten Gewühle hinter den Coulissen des „Apollotheaters" auch der Commis Vogelsang eingefunden hatte.

Er war noch nie so kühn und selbstvertrauend in seinen galanten Unternehmungen gewesen, als an diesem Abend, und darum schien das Glück bei den Schauspielerinnen ihn heute auch mehr zu begünstigen, als alle Uebrigen.

Namentlich war es aber die Schauspielerin Jeannette Duval, welche ihn allen Hamburgischen Seladon's und

Leander'n ersichtlich vorzog. Kaum hatte sie eine Scene abgespielt und die Bühne verlassen, so drängte sie sich wieder zu ihm, legte mit der größten Vertraulichkeit ihren rechten Arm um seine Schulter und preßte ihn so heftig und leidenschaftlich an sich, daß die Augenwimpern sich berührten, die feinste chinesische Schminke von der einen Wange auf die andere überging und der Moschus und Rosenduft ihres offenen Busens ihn fast zu ersticken drohte.

Es wurde aber nicht laut, sondern jedesmal sehr leise gesprochen, und offenbar betraf dieser nur geflüsterte Discurs sehr wichtige Angelegenheiten.

Jetzt sollte Jeannette Duval abermals auftreten. Diese aber war mit ihrem neu gewonnenen Anbeter so vertieft, daß auf der Bühne eine Pause entstand, und der Regisseur den Namen der auftreten sollenden Schauspielerin hinter den Coulissen in aufbrausender Hast so laut ausrief, daß er durch das ganze Haus erschallte und ein allgemeines Gelächter die Logen erfüllte, während das Parterre sich trampelnd und zischend vernehmen ließ.

Die gerufene Schauspielerin drückte das Gesicht ihres Anbeters auf ihren Busen herab, stieß ihn dann von sich und stürzte auf die Bühne.

Vogelsang taumelte auf die Seite und berührte bei dieser Gelegenheit ein Mädchen, welches er vorhin noch nicht bemerkt hatte, und welches mit einem Mantel über dem Arm offenbar wartete, um ihre Gebieterin abzuholen.

Er sah sie einige Augenblicke bestürzt an, wie Jemand, der plötzlich eine Person gewahr wird, unter Umständen und an einem Orte, wo er sie gar nicht erwartet hat. Bald aber hatte er seine Fassung wieder und sagte:

„Was willst Du hier?"

„Ja, darnach muß ich Dich fragen?" entgegnete das Mädchen.

„Dumme Frage! Untersteh Dich nicht, weiter mit mir zu sprechen."

„Wenn mich Jemand anredet und frägt, so muß ich ihm antworten."

„Still, sage ich", versetzte der Commis, offenbar verlegen und besorgt darüber, daß seine Unterredung mit einem gewöhnlichen Dienstmädchen von Anderen bemerkt und gehört wurde.

„Gut, daß ich einmal sehe, was Du für ein Mensch bist und in welchen Verhältnissen Du Dich herumtreibst. Es ist Dir wohl noch nicht genug, daß Du mich unglücklich gemacht hast."

„Willst Du bald schweigen, oder soll ich Dir den Mund stopfen?" fuhr Vogelsang mit verlegenem und verbissenem Aerger fort.

Obgleich alle diese Worte mit leiser und unterdrückter Stimme gesprochen wurden, so konnte man dennoch an den Umstehenden bemerken, daß sie behorcht und theilweise vielleicht auch vernommen wurden.

Vogelsang, dieses gewahrend, nahm seine ganze Geistesgegenwart zusammen, that auf ein Mal wieder sehr heiter und aufgeräumt, und sagte, um die etwaigen Horcher über des wahre Verhältniß zwischen ihm und dem gewöhnlichen Dienstmädchen, die ihm mit „Du" antwortete, irre zu führen:

„Na, liebes Kind, seien Sie deshalb nur nicht böse. Es war ja nur ein Scherz und so nicht gemeint. Gehen

Sie nur, liebes Kind, ich werde Sie nicht wieder so dreist anreden und mir die Freiheit nehmen, Sie zu belästigen."

Damit faßte er das Mädchen, wie zärtlich streichelnd, am Arm; aus ihren plötzlich zusammenzuckenden Gesichtsmuskeln aber konnte man abnehmen, daß er sie nicht sanft und kosend, sondern vielmehr sehr unsanft berührte und er ihr durch Kneifen vielleicht gar bedeutenden Schmerz machte. Ja, das Mädchen wankte und machte eine anstrengende Bewegung, wie Jemand thut, der fortgeschoben und gestoßen wird, während er seinen Platz nicht verlassen will.

Diese still und schweigsam vor sich gehende Scene würde ohne Zweifel die Aufmerksamkeit noch mehr auf sich gezogen und dadurch den Zorn des Commis in hoch auflodernde Flammen gesetzt, ja, ihm wohl gar einen etwas auffallenden und beschämenden, komischen Auftritt herbeigeführt haben, wenn nicht in demselben Moment die Schauspielerin wieder die Bühne verlassen und die für die Zuschauer etwas dunkelbleibende Scene unterbrochen hätte.

„Meine Enveloppe!" rief sie und das Mädchen, mit welchem Vogelsang eben ein so sonderbares Zwiegespräch geführt hatte, reichte ihr dieselbe.

Dem Commis wurde dadurch abermals keine geringe Bestürzung und Verlegenheit bereitet, obgleich er noch nicht mit sich zu Rathe darüber gegangen war, ob sein früheres Beisammensein mit Jeannette Duval von dem Mädchen, das ihm so ungelegen und mit so zweideutigen Worten in die Quere kam, bemerkt worden war oder nicht. Hatte das Mädchen vorhin auch schon hinter den Coulissen gestanden? Das war es, was er sich nicht zu sagen wußte. Und warum hatte er sie denn bisher noch an keinem Abend

in der Wohnung der Schauspielerin und bei dieser bemerkt? Nun, das war leichter zu enträthseln. Wahrscheinlich war sie heute erst in ihre neue Stellung gekommen, und so war es ja natürlich, daß er sie bisher noch nicht bemerken konnte.

Allein, in welchem dunklen, vertrauten Verhältniß stand er zu dem Mädchen?

Wir werden sehen! —

Als die Schauspielerin ihre Enveloppe umgeworfen hatte, schlang sie mit Heftigkeit ihren Arm um den Vogelsang's, und zwängte sich mit ihm rasch und lebhaft durch die hinter den Couliſſen Zusammengedrängten.

Der Commis folgte, ohne das Bewußtsein seiner unangenehmen Lage schon in sich niedergekämpft zu haben. Er war an diesem Abend, oder wer weiß, ob nach der neuen Wendung der Dinge nicht für immer? — offenbar der Begünstigte und der Glückliche, und es folgte ihm Diejenige, welche er, nach ihrer Erklärung „unglücklich gemacht" hatte.

Die Wohnung der Schauspielerin war auf dem Valentinskamp, der Weg dorthin also nicht weit.

Jeannette Duval schmiegte sich ihrem Anbeter mit feuriger Zärtlichkeit an, und dieses um so mehr, als sie glaubte, daß sein Glück ihn so still und stumm mache.

Das Mädchen folgte ihnen ohne Zweifel sehr nahe auf den Fersen, denn Vogelsang glaubte mehrere Male, ihre Tritte sehr unsanft auf seinen Waden zu fühlen. Er wandte den Kopf deshalb auf die Seite und flüsterte:

„Ich bringe Dich um — wenn Du sagst, — daß Du mich kennst."

„Mit wem reden Sie denn?“ fragte die Schauspielerin, sich an ihn pressend.

„Ich sprach eben nur einige Worte Ihrer heutigen Rolle nach, die Sie beim Abgang so bezaubernd gesprochen haben, daß ich noch jetzt davon ganz hingerissen bin“, antwortete der Commis, nicht ohne heimliche Freude, diese Lüge so schnell auf der Zunge zu haben und in der peinlichen Situation nicht seine Fassung zu verlieren.

„Sie sind ein deutscher Schwärmer!“ versetzte die Schauspielerin. „Aber ich liebe das!“ —

Unterdessen war man bei dem Hause auf dem Valentinskamp angekommen, in welchem Jeannette Duval wohnte.

Ehe das Mädchen Licht brachte, sagte der Commis zu seiner Angebeteten:

„Wir müssen einige Flaschen Champagner haben — Das Mädchen soll sie holen.“

„Ja, Champagner!“ sagte Jeannette Duval. Was ist die Liebe ohne Champagner und — Gold!

Dann ihren Hut und ihre Enveloppe abwerfend, fügte sie hinzu:

„Ach — ich muß mich einmal wieder baden in Champagner!“ —

Vogelsang, diese Worte für eine poetische Floskel haltend, welche nichts weiter sagen sollten, als daß die Geliebte sich einmal wieder in Champagner berauschen wolle, versetzte lebhaft:

„Das sollst Du, Königin des Apollotheaters und meines Herzens; das Mädchen soll sechs Flaschen holen.“

„Ach — was!“ sagte die Schauspielerin und machte

eine kokette Bewegung mit dem ganzen Körper, als habe sie Migraine. „Sechs Flaschen! — Was sollen sechs Flaschen! — Fünfzig Flaschen!“ —

„Fünfzig Flaschen?!“ — versetzte Vogelsang, nicht ohne eine zurückschreckende Bestürzung auszudrücken. — „Trinkt man in Frankreich so viel Champagner auf ein Mal?“

„Ach — was! Baden, nicht trinken! Ich muß mich wieder in Champagner baden, dann erst spiele ich entzückend, himmlisch, göttlich. Dann ist mein Geist größer und unsterblicher als der von Corneille und Racine, dann muß vor mir die ganze Welt anbetend im Staube liegen. Ich werde nun nicht eher gut wieder spielen können, als bis ich acht Tage mich gebadet habe in Champagner. Fi donc! Es ist so gemein, sich zu baden im Wasser, auch wenn es ist salz oder süß, hervorquillt aus den Felsen der Pyrenäen oder rieselt im Thale von Vaucluse oder bei Aix.“

Nach diesen mit Extase gesprochenen Worten hielt die Schauspielerin, in einer sehr graziösen Stellung verharrend, einige Augenblicke inne. Dann einen blanken Dolch, der auf dem Tische lag, mit Lebhaftigkeit ergreifend und ihn hoch vor sich hinhaltend, fuhr sie fort:

„Ich vertraue Ihrer deutschen Schwärmerei, Ihren treuen blonden Augen, Ihren verliebten blauen Haaren *) — schwören Sie mir bei diesem Dolche — und ich werde Ihnen Alles sagen!“ —

*) Die Verwechselung der Worte gehört zur Sache. Die Schauspielerin bemühte sich hier Deutsch zu sprechen, um nach ihrer Ansicht die charakteristische Bezeichnung deutlicher zu geben. Allein sie verwechselte die Begriffe.

Diese hochtragische Scene wurde durch das eintretende Mädchen unterbrochen, welches überhaupt schon verschiedene Male hereingekommen war und sich, trotz einem sehr deutlichen Winke ihrer Herrin, nur mühsam wieder entfernt hatte, nicht ohne einen eigenthümlichen, ängstlich-zornigen Blick zurück zu werfen und jedes Mal die Thüre mit Heftigkeit zuschlagend.

Als das Mädchen wieder hinausgegangen war, nachdem Jeannette Duval ihr mit den Worten: „Was haben Sie hier zu suchen? Gehen Sie zur Ruhe!" die Thür gewiesen hatte — sagte der Commis:

„Aber sie muß ja erst Champagner besorgen."

Damit folgte er ihr durch die Thüre, um ihr den bezüglichen Auftrag und das nöthige Geld zu geben.

Kaum aber war er draußen auf dem Corridor, so hörte er in der Küche ein lautes Weinen und Schluchzen.

„Ich bohre Dir dieses Messer in das Herz", sagte er mit unterdrückter Stimme, „wenn Du noch einen Laut von Dir giebst und mich unglücklich machst.

„Warum hast Du mich denn unglücklich gemacht?" sagte das Mädchen, wegen des starken Schluchzens kaum vernehmbar.

Vogelsang ergriff das große daliegende Tranchirmesser und sagte mit verbissenem Ingrimm:

„Noch ein Wort — noch einen Laut — und Du liegst hier in Deinem Blut am Boden. Ich mache mir nichts daraus — gar nichts. Ich sage, daß Du Dich aus Eifersucht selbst ermordet, daß ich Dich in Deinem Blut gefunden — verstehst Du?"

„Ja — Alles! — Wohin soll ich aber mit dem Kind, daß ich von Dir unter meinem Herzen trage?“

„Was geht mich das an?“ —

„Dich — den Vater?“ —

„Mach' mir kein Ansehn — ich schwöre es ab.“ —

„Du — auch das noch?!“ —

„Ich will Dir einen guten Rath geben: Trinke Sabinerthee und schaffe es des Morgens früh mit dem Unrath auf den Gassenkummerwagen. Ich verrathe Dich nicht.“ --

„Pfui! — Du willst mich auch noch zur Mörderin machen? O Gott!“ —

„Pah! Ich nicht. Du sollst es ja selbst thun. Oder — ich will Mitleid mit Dir haben. Lege es weg. Lege es vor Heineke's Thüre, als wolltest Du andeuten, daß es das Seinige wäre, dann will ich zurathen, daß es nach dem Waisenhaus kommt.“ —

„Aber wo bleiben Sie denn?“ rief Jeannette Duval durch die halbgeöffnete Thür.

„Ach, sie meint, daß sie die sechs Flaschen nicht tragen kann. Und dann muß ich ihr erst den Weinkeller ganz genau bezeichnen, wo sie den besten Champagner bekömmt,“ rief Vogelsang, den Kopf flüchtig nach der halb geöffneten Thüre wendend. Dann sich wieder zu dem Mädchen kehrend, fuhr er fort:

„Also von der kleinen Johannisstraße links — im Dornbusch wieder links, unter der großen, hohen Treppe — wo der dicke, steinerne Bacchus steht — im Rathskeller — sechs Flaschen Champagner zu achtzehn Thalern.“

Damit drückte er ihr zwei blanke Louisd'ore in die

Hand, grade so blank, wie diejenigen, welche er in der vorigen Nacht aus der Weintonne in eine ausgehöhlte Oeffnung des Raumes geschüttet hatte.

„Dazu hast Du — Gold, und nicht für Dein Kind?!“ sagte das Mädchen und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Schweig'! Elende! — oder“ — versetzte Vogelsang, kniff' ihr unbarmherzig, wie in wilder Wuth, das Fleisch des Oberarmes und kehrte mit schnellen Schritten in das Zimmer zurück.

Ehe wir unsere Erzählung jetzt weiter fortführen, halten wir uns gleichsam für verpflichtet, dem geneigten Leser eine ausführliche Schilderung von dem Zimmer der Schauspielerin zu geben. Allein wer hätte wohl nicht schon einmal von der Unordnung und heillosen Verwirrung gehört, welche in der Regel in den Wohnungen der Künstler und Künstlerinnen zu herrschen pflegt? Das Innere der Zimmer der Schauspielerinnen znr Zeit der Emigranten und ersten französischen Republik sah grade so aus, wie es heute zur Zeit der Reaction und der Unterdrückten noch aussieht. Nichts darin ist an seinem Platze, nach der Ansicht ehrlicher Bürgersleute und gewöhnlicher Menschen. Dolche, Butter, falsche Haare, Schminkdosen, Schnürleibchen, falsche Waden oder „Wattons“, Schuhe für Prinzessinnen und Bäuerinnen, Rollen, Diademe, Brod, Nachttöpfe, Riechflaschen, Fächer, zerbrochene und zerrissene Perlen, Schminklappen, Notenbogen, Ueberreste von eingemachten Früchten und anderen Dalicatessen, Zinkgeschmeide, die den brasilianischen Diamanten trotzen, Strümpfe in allen Farben, ausgeleerte Töpfe von Gänseleberpasteten, künstliche Blumen — Alles liegt, hängt, steht, ruht auf Tisch, Sopha, Stühlcn, Fußboden, Piano=

forte in holder Eintracht unter, über, neben und durch einander.

Die Schauspielerin machte wenige Umstände, um für sich und ihren Anbeter Raum auf dem Sopha, sowie auf dem Tische zu gewinnen: sie fuhr mit dem einem Arm über Tisch und Sopha hin, und schob so die darauf ruhenden Gegenstände vorläufig auf die Erde, um sie dort ruhen zu lassen, bis sie sie zum etwaigen Gebrauch wieder hervorsuchen würde. Lagen sie hier noch im Wege, so wurden sie mit einem Fuß leicht auf die Seite geschoben.

Vogelsang warf sich jetzt in eine Ecke des Sophas, während Jeannette Duval ganz ungenirt anfing, es sich bequem zu machen, und zu dem Ende, von ihrem Wohnzimmer in ihr Schlafzimmer und zurück, hin- und herwanderte.

Als dieses Geschäft beendigt war und die Schauspielerin ein leichtes, wallendes Gewand umgeworfen hatte, welches das anmuthigste Ebenmaaß ihres Körpers, die lieblichen Formen ihrer Arme und Schultern, sowie so manche schlecht verhüllte Reize, mit französischem Leichtsinn zur Schau stellte, trat sie in die Mitte des Zimmers, warf einen stolzen Blick auf den Dasitzenden und sprach, indem ihr ganzes Wesen sich plötzlich wieder wie auf der Bühne in einer begeisterungsvollen Rolle zu verklären schien, mit einem hinreißenden und bezaubernden Ausdruck:

„Im Glauben an Deine Liebe, im Vertrauen auf Deine ritterliche Treue und Ergebenheit, in der Hoffnung auf Deine Dienstwilligkeit bis in den Tod wollte Jeannette Dir eben, hingerissen von der Lebhaftigkeit ihrer Gefühle, ein Geheimniß offenbaren und einweihen in die

tiefsten Mysterien, ohne vorher darnach zu fragen, ob Du einer solchen Huld und Gunst, für mich zu sterben und dem heiligen Sinnbild der Vernunft zum Opfer zu fallen, auch würdig bist. Es ist das Größte, was ich gebe und nur Großes, was ich verlange. Wenn Du mich täuschest und Dich je weigerst, im Genusse meiner Gunst, Dich der strengsten Ausführung meines Willens zu widersetzen, so bin ich stark und verbindungsreich genug, um Dich durch Aqua toffana jeden Augenblick dem Tode zu weihen. Dann wirst Du erst ganz die Französin kennen lernen, das vollkommene Weib der Republik, welches jetzt vor Dir steht."

Es trat eine Pause ein. Der Commis schien durch diese Anrede selbst in einen Zustand der Verzückung versetzt zu werden.

Jeannette Duval fuhr fort:

„Meinst Du, ich sei nur die Schauspielerin, welche Paris und den heiligen Boden der Revolution verlassen hat gleich den armseligen, knechtischen Emigranten, um hier durch die Gnade sinnlicher Menschen mein Leben zu fristen und von den Emigranten um jene armseligen Centimes zu erbetteln, welche sie durch ihre nichtswürdige Flucht dem Genuß und Besitz der großen Nation entzogen haben? Du, Hamburg, die Welt — ahnen nicht, welches höhere, geheiligte Wesen sie in mir erblicken!" —

Diese exstatischen Worte, welche mit dem begeisterndsten Pathos gesprochen wurden und des Rahmens der glänzendsten Bühne vollkommen würdig waren, verfehlten nicht, auf unsern Commis die größte und höchste Wirkung hervorzubringen. Zu staunen, zu bewundern, die Redende

mit großen Augen anzustarren, war Alles, was er vermochte. Er wagte keine Frage, keine Bitte um Aufklärung.

„Du staunest, Du sinkst in Anbetung zu meinen Füßen? Nun wohlan, so lege mir auf diesen Dolch“, — und damit suchte sie das blanke Mordinstrument wieder aus dem Gerümpel am Boden hervor — den Eid ewiger Verschwiegenheit, Treue und Dienstwilligkeit ab, und ich will Dich in meine Mysterien einweihen, will Dich zum Glücklichsten aller Sterblichen machen. Aus manchen Zügen Deiner Worten und Aeußerungen, aus manchen flüchtigen Andeutnngtn, die Dir unwillkürlich entschlüpft sind, hat Jeannette Duval schon entnommen, daß Du ihr dienen kannst, — und Du sollst ihr dienen. Du sollst der Bevorzugte sein vor Allen.“ —

Jetzt hielt die Schauspielerin den blanken Dolch vor sich hin und fuhr fort:

„Knie vor mir, und schwöre mir bei diesem Dolch, Deiner ewigen Seligkeit und meiner Liebe — Treue und Ergebung!“

„Ich schwör's!“ sagte Vogelsang knieend, nicht ohne einen sehnsuchtsvollen Blick auf die in diesem Augenblick am wenigsten verhüllten Reize der verzückten Schauspielerin zu werfen, und voller Erwartung dessen, was er jetzt hören und erleben würde.

Dann den Dolch auf die Seite schleudernd fuhr Jeannette in einem bedeutend ruhigeren und weniger exaltirten Tone fort:

„Wisse denn, daß Du durch mich mit Robespierre in die engste Verbindung trittst, und daß Du der Republik und der Freiheit Vieles und Großes nützen kannst, wenn

Du Muth hast und den Tod verachtest, der unmittelbar Dein Loos ist, wenn Du ohnmächtig zusammenschrecken wirst, ihn zu vollführen und zu verbreiten, wo es Dir geboten wird durch mich!"

„Sprich deutlicher", sagte Vogelsang. „Ich habe mich Dir in Treue ergeben, ich will um Deine Gunst und Liebe Alles thun, darum löse mir das dunkle Räthsel, wie ich hier in Hamburg durch Dich zu Robespierre in Paris in Verbindung treten kann. Daß in Dir ein höherer Geist lebt, daß Du keine gewöhnliche Schauspielerin, daß Du mehr bist, als die Welt ahndet, das habe ich erwartet, als ich Dich zum ersten Male sah. Es liegt etwas Geheimnißvolles und Wunderbares in Deinem ganzen Wesen, und ich glaube, ich hoffe, daß ich Deines Vertrauens und Deiner Liebe würdig bin. Gebiete über mich, und Du wirst sehen, daß ich Muth habe, das Gräßlichste und Nichtswürdigste zu vollbringen, wovor kleinmüthige Seelen zurückschrecken. — Aber wo bleibt der Champagner? Mich dünkt, wir müssen allzu lange darauf warten. Sollte das Mädchen aus Neid und Malice uns ihn so lange vorenthalten? Und doch bedürfen wir des begeisternden Trankes der Champagne, um unserer Unterhaltung die rechte Weihe zu geben." — Jetzt erschien das Mädchen mit dem Champagner. Sie stellte die Flaschen mit den silbernen Häuptern auf den Tisch und verschwand, nicht ohne noch einen zornigen und vorwurfsvollen Blick auf Vogelsang zu werfen, der davon jedoch keine Notiz nahm.

Die Schauspielerin holte Gläser herbei und warf sich in die andere Ecke des Sophas, während Vogelsang den Drath lösete, so daß der Kork mit dem bekannten wohl-

tönenden Knall unter die Zimmerdecke flog und der edle Wein mit dem perlenden Goldschaum in die Gläser sich ergoß.

„Der Revolution — der Göttin der Vernunft das erste Glas!" — rief Jeannette mit Begeisterung, stieß lebhaft an das Glas ihres Anbeters und schlürfte das perlende Gold mit vollen Zügen.

Der Commis that dasselbe, schenkte wieder ein — man trank das zweite, das dritte Glas, dann sagte Jener:

„Jetzt bin ich erwärmt, von Lebensfülle durchströmt, nun weihe mich endlich ganz ein in Dein Geheimniß, Jeannette, göttliches Weib!"

„Erfahre also weiter, begann die Schauspielerin wieder, daß es die Göttin der Vernunft ist, welche mit Dir die Becher des Lebens trinkt."

„Die Göttin der Vernunft?" wiederholte der Commis mit neugieriger Verwunderung. Erkläre dich deutlicher, wie soll ich diese Bezeichnung verstehen?" —

„Weißt Du nicht, daß die Göttin der Vernunft und das Sinnbild der Tugend in Gottes freier Natur und in ihrer freien, unverhüllten und natürlichen Schönheit vor den Tausenden des versammelten Volkes im Triumphe und zur heiligen Verehrung einher geführt worden ist"?

„Nun, das weiß ich, weil ich es in den Zeitungen gelesen habe, aber" — versetzte Vogelsang.

„Ich war es, die wegen ihrer leiblichen Schönheit und Vollkommenheit dazu ansersehen, die wegen der Reinheit und des Glanzes ihrer Reize gewürdigt ward, dem Volke zum Schauspiele eines sinnlichen Symboles der Vernunft und Tugend zu dienen. So habe ich hundert Tausende

zur heiligen Verehrung und knieenden Andacht hingerissen, indem das Volk auf dem Marsfelde vor mir zu Boden sank und sich freute in seinem Herzen, daß ein neuer Gott eingesetzt und der Tag der freien Tugend ihm erschienen war.“

„Ist es — wäre es möglich?“ sagte Vogelsang. „In Dir sehe ich jenes höhere Wesen, welches auserlesen ward zu diesem gewaltigen Schauspiel?“

„So ist es“, entgegnete Jeannette. Ich bin es, die der Republik diesen großen Dienst geleistet hat, die — ihr jetzt vielleicht nicht minder große Dienste zu leisten im Stande ist. — Robespierre besuchte mich oft, ehe es zu jenem großen Schauspiele kam, er schwelgte in meiner Jugend, meinen Reizen und meiner Schönheit. Ich war die Urheberin so mancher erschütternden Ideen, die durch seine Kraft und seinen Muth zur blutigen, welterschütternden Ausführung kam. In einer traulichen Stunde bildete sich nicht minder in meinem Geiste die Idee aus, nach welcher ich dem ganzen versammelten Volke als Sinnbild der göttlichen Vernunft und Tugend dargestellt wurde.“

„Es sind hier in Hamburg aber so viele Emigranten — werden die Dich nicht erkennen?“

„Sei unbesorgt, sie werden mich nicht erkennen, weil sie mich nicht gesehen haben, denn sie waren als Aristokraten nicht unter jenem Volke, welches in Andacht hingegossen, anbetend vor mir kniete.“

„Und dennoch bist Du jetzt Schauspielerin geworden — und als solche nach Hamburg gekommen?“ —

„Als jenes Schauspiel vorüber war, ekelte es mich an, noch länger in Paris zu bleiben und ein gewöhnliches

Leben einer Grisette oder Courtisane zu führen. Mein Leib war geheiligt, und darum wirst Du jetzt begreifen, daß ich mich nicht mehr im allgemeinen Wasser des Meeres oder der Quelle, sondern nur noch im Champagner baden kann."

„Warum aber wurdest Du grade Schauspielerin und kamest nach Hamburg, Jeannette?" fragte der Commis wiederum.

„Weil ich als Schauspielerin mich am ungenirtesten in der Welt aufhalten kann, ohne Verdacht irgend einer Art zu erregen. Als Schauspielerin habe ich meinen Beruf und Niemand denkt daran, in mir etwas Anderes zu suchen, als meiuen Beruf. Daß ich aber grade hierher nach Hamburg gegangen bin, beruht auf einem geheimen und tieferen Plane. Meinst Du denn, daß man es in Paris nicht längst weiß, daß sich die Mehrzahl der großen und reichen Emigranten nach Hamburg begeben hat, daß sie hier ihr Leben geborgen glauben? Aber während sie am Abend in den Logen so vor mir sitzen und ich sie alle beobachten und mir merken kann, ahnen sie nicht, welche geheime Pläne in demselben Augenblick gegen sie geschmiedet werden, daß auch hier in Deutschland, in dem scheinlosen Locale unschuldiger und harmloser Kunstgenüsse Tod und Verrath sie umlauern; ja, daß Jeannette Duval es ist, welche die Rolle eines weiblichen Spions übernommen hat; daß die „Göttin der Vernunft", vor welcher allein gleichsam sie aus Paris geflüchtet sind, es ist, welche hier, als Dämon der Nacht in unsichtbarer Gestalt wieder vor ihnen erscheint."

„So ständest Du von Hamburg aus und als Schauspielerin noch fortwährend mit Robespierre in der engsten Verbindung? Darauf wird hier in der That Niemand verfallen," versetzte Vogelsang, nicht ohne seine heimliche Freude darüber zu verrathen, daß er mit der in Paris im Triumphe aufgeführten „Göttin der Vernunft" und mit den geheimen Machinationen der Stimmführer der Republik in eine so nahe Verbindung gekommen war. Dann fügte er noch hinzu:

„Weißt Du denn aber auch schon, Jeannette, daß und wie viele Emigranten sich hier in Hamburg jetzt aufhalten?"

„Allerdings weiß ich das," versetzte die Schauspielerin, nicht ohne einen stolzen Blick um sich und auf den Frager zu werfen. Es war ja meine Aufgabe, darüber fortwährend und unbemerkt Erkundigungen einzuziehen. Meine Sorge bleibt nur noch, durch dritte Personen mit den Emigranten in eine gewisse nähere Berührung zu kommen. Die Geflüchteten haben dem französischen Lande und Volke ihre Millionen und zahllose, unendlich werthreiche Schätze entzogen, und diese meinem Lande und Volke, das heißt, der Republik und ihren Vertretern wieder zu gewinnen, dahin geht jetzt mein Zweck. Ich muß alle Ränke und Mittel aufbieten, um den Helden der Republik, und besonders meinem Robespierre hier die größten und wichtigsten Dienste zu leisten. Dazu aber bedarf ich unerschrockener und kühner, rücksichtsloser und sich aufopfernder Mittelspersonen, die vor keiner Unternehmung, keiner That, und klebe daran auch Gift und Blut, zurückschrecken, und darum

habe ich — Dich ausersehen. Du sollst mir dienen und — meine ganze Gunst und Liebe genießen."

Bei diesen Worten warf sie dem überglücklichen Commis erst einen langen, schmachtenden Blick zu, dann schmiegte sie sich sanft an ihn und sank voll Zärtlichkeit in seine sie umschlingenden Arme.

Man kann sich leicht denken, daß Vogelsang in einer Seligkeit schwelgte, die keine Grenzen kannte; daß er zu Allem Muth und Entschlossenheit in sich fühlte und nach seiner Stimmung bereit war, selbst vor den größten und strafwürdigsten Verbrechen und nichtswürdigsten Unternehmungen nicht zurückzuschrecken.

Diesen Umstand wußte die Schauspielerin ganz gut zu berechnen und darum suchte sie ihn durch alle Reizmittel an sich zu fesseln und sich ergeben zu machen, um zunächst ihre persönlichen Absichten und Vortheile dadurch zu erreichen.

Es trat hier eine Pause ein, die wir nicht weiter charakterisiren und ausmalen wollen.

Dann aus seinem Traume oder Rausche erwachend, sagte Vogelsang:

„Weißt Du, Jeannette, daß auch in dem Hause meines Principals eine Emigrantin wohnt, deren Gemahl freilich noch erwartet wird?"

„Ich weiß es," sagte die Schauspielerin. „Es ist die Frau von Basson. Herr von Basson ist reich, sehr reich; und wenn es ihm gelingt, der französischen Republik sein bedeutendes Vermögen zu entziehen, es nach Deutschland herüber zu schaffen, so muß man dennoch suchen, desselben habhaft zu werden, denn die französische Republik braucht Geld, viel Geld. Ich weiß aber zugleich auch, daß die

Frau von Basson einen großen Privatschatz von Juwelen und Brillanten besitz, um welchen ich sie oft beneidet habe, wenn ich sie im vollen Glanze desselben im Theatre francaise sitzen sah. Was soll diese Aristokratin aber mit einem solchen Schmuck? Soll sie der Demokratie dadurch fortwährend Hohn sprechen? Müssen und sollen nicht alle Schätze und Reichthümer Gemeingut des Volkes sein? Die Demokratie kann nicht eher in ihrer Blüthe sich darstellen, als bis alles Capital unter dem ganzen Volke gemeinschaftlich vertheilt ist."

Der Commis war bei diesen Worten sehr aufmerksam geworden. Ihm schossen in derselben Minute verschiedene Pläne durch den Kopf.

Nach einigen Selbstbetrachtungen sagte er:

„Ich habe noch nichts davon gesehen, daß die Frau von Basson solche Schätze an Brillanten und Juwelen besitzt."

„Aber nichts desto weniger ist es wahr," versetzte Jeannette Duval. „Sie wird sie in einem Kästchen verschlossen haben und jedenfalls mit sich führen. Es käme nur darauf an, dieses Kästchens ansichtig zu werden."

„Das könnte mir schon möglich werden," sagte Vogelsang. „Ja, ich glaube Dir betheuern zu können, daß ich schon bis morgen mich davon werde überzeugen und Dir Näheres darüber mittheilen können. Indessen ist es spät, oder vielmehr früh. Denn wie mir scheint, graut der Morgen schon zum Fenster herein. Auch sind die Stundengläser unserer Champagnerflaschen abgelaufen. So müssen wir scheiden, um uns mit neuem Verlangen und mit lebhafter Sehnsucht wieder zu sehen."

Beide erhoben sich.

Der berauschte Commis preßte die schwankende Schauspielerin lebhaft an sich. Dann drückte er einen leidenschaftlichen Kuß auf ihren entblößten Nacken.

„Wie schön würden diesen Nacken jene Brillanten kleiden!" rief er voll Entzückung.

„Schmeichler!" sagte die Schauspielerin mit einem tiefen Seufzer. „Wenn ich Dich überreden wollte, Dich ihrer zu bemächtigen, so würde es nur geschehen, um der französischen Republik diesen Vortheil zu zu wenden." —

„Schlaf wohl!" sagte der Commis.

„Bald sehen wir uns wieder!" versetzte die Schauspielerin, und umschloß jenen noch einmal mit verlangenden Armen. Dann fügte sie hinzu:

„Bedenke bei Allem, was Du thust und unternimmst, daß es zum Vortheil der Freiheit und Demokratie geschieht!"

Damit trennten sie sich.

---

7. Ein Teufel über den andern.

Wir müssen jetzt die Fäden unserer Erzählung wieder aufnehmen, die wir einzeln fallen gelassen haben.

Seit jener schauerlichen Nacht, in welcher Vogelsang sich des goldnen Inhalts der Weintonnen bemächtigte, sind erst zwei Tage verflossen.

Wir haben gehört und gesehen, daß Heineke den ursprünglichen Plan gefaßt hatte, jenes Gold in Sicherheit zu bringen, und daß sein schlauer Commis ihm darin zuvor gekommen war.

Im Drange der Umstände und Verhältnisse war es dem Principal nicht möglich geworden, den zuerst gefaßten Plan in Ausführung zu bringen, und dennoch mußte man erwarten, daß Herr von Basson jeden Tag aus Frankreich eintreffen werde. Indessen verschob seine Ankunft sich von einem Tage zum andern, und ebenso wuchs die Unruhe und Verzweiflung seiner Gemahlin.

Am Morgen des dritten Tages, als Heineke mit seinem Commis allein auf dem Comptoir war, zeigte er diesem an, daß sie an demselben Abend, oder vielmehr in der nächsten Nacht, daran gehen wollten, das Gold aus den so frei im Raume gelagerten Weintonnen in Sicherheit zu bringen.

Der Commis war dazu bereit, doch glaubte er vorher noch eine Bedingung stellen zu müssen.

Nach der neuen Aufforderung des Principals sagte er daher:

„Ich bin allerdings noch immer bereit, das geheime Unternehmen mit Ihnen auszuführen. Allein da Sie mich einmal zum Mitwirker und Mitwisser Ihres Planes erwählt haben, so scheint die Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit es zu erfordern, daß ich zugleich auch eine Art Vollmacht oder Curatel für den abwesenden Herrn von Basson übernehme."

„Wie meinen Sie das?" versetzte Heineke, nicht ohne gespannte Neugierde und einen scharfen, prüfenden Blick auf den ihm gegenüber sitzenden Commis werfend.

„Ich meine," versetzte der Commis, „daß die Zeitverhältnisse sehr unsicher sind, und daß man nicht voraussehen kann, welche Wechselfälle sich noch ereignen mögen. Herr von Basson, der diese Weintonnen mit dem geheim-

nißvollen Inhalt hergesandt hat, ist bis heute noch nicht eingetroffen und befindet sich auch diese Stunde vielleicht noch in Paris. Er weiß nicht anders, als daß die Weintonnen mit dem Golde hier unversehrt so hingelagert und aufbewahrt werden, als bis er selbst eintrifft und sie unversehrt in Empfang nimmt. Da sie es nun für nöthig halten, an diesem unversehrten Zustand etwas zu verändern, und das Gold an und für sich in größere Sicherheit zu bringen, so scheint mir dennoch, daß sie dadurch dasselbe größeren Gefahren preisgeben.''

„Größeren Gefahren?'' wiederholte Heineke.

„Allerdings,'' versetzte Vogelsang. „Denn so lange das Gold unberührt in den Tonnen bleibt, ist Ihre Verantwortlichkeit nur die einfache, welche Sie für dieselben einmal als Empfänger nach dem Frachtbrief übernommen haben; sobald Sie sie aber von dem Golde befreien, verdoppelt sich diese und Sie haben bei der Ankunft des Herrn von Basson nun nicht mehr die Weintonnen allein und wie Sie sie empfangen haben, sondern auch das daraus geborgene Gold zu überliefern. Da Sie mich nun aber einmal zum Mitwissenden und Zeugen Ihrer That gemacht haben, so würde es gegen mein Gewissen sein, wenn ich mich im Namen des Herrn oder der Frau von Basson nicht durch einen mir mit Ihrer Unterschrift ausgestellten Revers sicher stellte.''

„Sie verlangen von mir eine Bescheinigung darüber, wie viel Gold ich aus den Fässern genommen habe?'' fragte Heineke, nicht ohne eine gewisse Unruhe und Aufregung zu verrathen, indem er sich von seinem Commis auf solche Weise bevormundet sah.

„Grade keine ausführliche und genaue Bescheinigung über den Empfang des Goldes; aber doch einen Revers darüber, daß Herr von Basson, die Umstände mögen sich ereignen wie sie wollen, eine gewisse Summe von Ihnen zu empfangen hat. Wie gesagt, die Zeitverhältnisse sind zu unsicher, es ist nur wegen Lebens und Sterbens. Man kann nicht wissen, wann und ob überhaupt Herr von Basson in Hamburg eintrifft, um das Uebersandte in Empfang zu nehmen. Ja, Ihnen selbst kann bis dahin etwas Menschliches begegnen, und auf diese Weise würde es unangenehme Widerwärtigkeiten und ungelöste Räthsel für Ihre Tochter sowohl als für Frau von Basson geben, wenn man diese Summen bei Ihnen fände, ohne daß aus und nach Ihren Büchern darüber Rechenschaft gegeben werden könnte. Für einen solchen nicht unmöglichen Fall muß man sich zu sichern wissen, und darum scheint es mir in Ihrem eigenen Interesse unerläßlich, daß Sie mir etwas Schriftliches geben, welches ich so lange in Händen behalte, bis Herr von Basson angekommen ist, und die Sendung in Empfang genommen hat. Darnach werde ich Ihnen dieses Certificat sogleich zurückstellen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß Niemand von dem Dasein dieses Schriftlichen etwas erfährt, ebenso wenig als von dem ganzen Vorgang und unserm Einverständniß bei demselben."

Heineke gewahrte nicht ohne Bestürzung und Verlegenheit, daß er hier von seinem schlauen und verschmitzten Commis in eine Falle gelockt worden war, welcher er sich nicht mehr entziehen konnte, ohne sich das größte Dementi zu geben. Er mußte sich sagen, daß Vogelsang, wenn auch unausgesprochen, doch hinter dem ganzen Vorhaben

einen tieferen Plan vermuthe und daß dieser daher an dem Geborgenen seinen Antheil haben wollte. Und wollte er jetzt auch anstehen, seinen Plan noch auszuführen, in welchem Lichte mußte er dann vor seinem Commis dastehen? Hatte dieser nicht volle Gewalt über ihn, und konnte er seinen Credit und seine Ehre nicht jeden Augenblick an den öffentlichen Pranger stellen? An ein Zurücktreten und Aufgeben des Planes war also nicht mehr zu denken, und er mußte jetzt nur darnach trachten, den Kopf so viel und so weit als möglich der Schlinge zu entziehen. Das Vorhaben mußte auf jeden Fall und um jeden Preis ein tiefes Geheimniß bleiben, auch vor der Frau von Basson, welcher der Commis gar zu leicht etwas verrathen konnte, wenn er ihn nicht als den größten Vertrauten an sich zu fesseln wußte. Daß das Gold sich in den Fässern befand, daran wagte er durchaus nicht zu zweifeln. Aber eben so war er auch überzeugt, daß es Herrn von Basson nicht gelingen würde, Frankreich noch zu verlassen; ja, er lebte vielmehr der Hoffnung, daß das Haupt desselben bereits auf der Guillotine gefallen sei. Dann war also der Schatz ihm gesichert, und unter diesen Umständen konnte er seinem Commis gerne einen Antheil an dem Gewinn gönnen, da er dann um so sicherer darauf sich verlassen durfte, daß das Ganze vor der Welt ein großes Geheimniß bleiben würde.

Nach einigem Ueberlegen und Besinnen sagte darauf Heineke zu seinem Commis:

„Da ich die Sache mit der größten Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit übernehme, so halte ich es für nicht mehr als billig, daß ich Ihnen zur Sicherung für Herrn

von Basson oder dessen Erben etwas Schriftliches in Händen gebe. In welcher Form aber verlangen Sie dieses?"

„Sie geben mir eine einfache Anweisung, ohne Namen, und lautend auf die Summe von 100,000 Franken, zahlbar nach Sicht."

„Hunderttausend Franken?" sagte Heineke. „Wie kommen Sie grade zu dieser Summe?"

„Ich nehme diese runde Summe an, weil ich überzeugt bin, daß die Fässer noch bedeutend mehr enthalten, nnd weil es sich hier nur um eine formelle Bürgschaft handelt; nicht darum, daß Sie Herrn von Basson grade nur zur Rückzahlung oder Auslieferung dieser Summe verpflichtet sein sollten, sondern damit es sich dadurch nur herausstellt, daß Sie überhaupt ein Capital von Herrn von Basson in Händen und Verwahrung haben. Für das Weitere genügt dann ja meine Bürgschaft als Augenzeuge. Und zum Ueberfluß können wir das Gold ja auch noch zählen und ein Protocoll über den Befund aufnehmen, sobald wir jenes hervorgeholt haben."

„Das ist richtig," sagte Heineke. „Obwohl mir freilich die Summe von 100,000 Franken etwas zu hoch angenommen scheint, so will ich mich doch dazu verstehen. Es wäre nämlich gar nicht unmöglich, daß der Befund noch bedeutend höher ausfiele." —

Da es sich hier um die Bewahrung eines großen geheimnißvollen Vertrauens und um die Bergung einer Summe handelte, die, wie Heineke nach den erhaltenen Andeutungen nicht anders schließen konnte, die Zahl von 500,000 Franken leicht erreichen konnte, so stand jener, wie gesagt, nicht an,

seinem Commis eine Anweisung, lautend auf 100,000 Franken, doch ohne Namen, nämlich folgender Weise auszustellen:

„Dem Vorzeiger dieses, Herrn — — — zahle ich nach Sicht die Summe von 100,000 Fr. in Gold oder hafte dafür mit allen Activis und Vermögen.

Hamburg, d. — — — 17

Heineke."

Vogelsang nahm diese Anweisung mit der Versicherung, daß er sie sofort an ihren Aussteller zurückgeben werde, sobald Herr von Basson angekommen sei und er wisse, daß derselbe die übersandten Tonnen nebst Inhalt in Empfang genommen habe.

Darnach wurde die Verabredung getroffen, daß man in der nächsten Nacht, präcise 12 Uhr, wenn Alles stille und zur Ruhe sei, daran gehen wolle, die Fässer ihres goldenen Inhalts zu entledigen. —

Die angesetzte Stunde kam. Heineke sowohl als Vogelsang fanden sich in dem Waaren-Raume ein, um ihr gemeinschaftliches Vorhaben auszuführen. Ersterer trug die Lampe aus seinem Comptoir und Letzterer verschiedene Werkzeuge. Als sie sich den Tonnen genähert hatten, blieb der Principal einige Minuten davor stehen, betrachtete sie mit starren Blicken und schauerte unwillkürlich zusammen.

Der Commis wußte nicht, wie er dieses Erstarren auslegen sollte. Ließ sich vielleicht an den Tonnen bemerken, daß schon etwas damit vorgegangen war und war somit seine zuvorkommende That dem Verdachte preisgegeben?

Entschlossen, sich weder durch die kleinste Bewegung noch durch den geringsten Laut zu verrathen hielt auch Vogelsang sich einige Minuten im Hintergrunde ganz

ruhig, gleichsam abwartend, was sein Principal jetzt unternehmen und wie er das Werk angreifen würde.

Endlich fuhr Heineke aus seiner starren Ueberlegung wieder empor und forderte von seinem Commis einen Hammer. Dann schlug er mit diesem an die erste Tonne und es schallte ihm daraus ein dumpfer, wenig nachhallender Ton entgegen. Er wiederholte diesen Schlag noch einmal und horchte sehr aufmerksam, gleichsam um zu erlauschen, ob es der rechte Klang sei, der ihm das darin ruhende Gold verriethe.

Ohne Zweifel aber schien die Wünschelruthe ihm nicht den rechten Klang aus der Tonne hervor zu locken, denn nachdem er sein Ohr sorgfältig horchend nahe an dem Boden der ersten Tonne gehalten, sprach er leise bei sich: „Hem! hem! sonderbar!" und schüttelte sehr bedenklich mit dem Kopf.

„Wollen wir uns nicht daran machen?" fragte jetzt Vogelsang mit einem kaum vernehmbaren doch sehr gleichgültigen Tone.

„Sollte wirklich Gold darin enthalten sein?" versetzte Heineke.

„Ich meine, Sie haben briefliche Meldung davon erhalten?" fragte der Commis wieder.

„Das habe ich allerdings," entgegnete der Principal wieder, aber nach dem Wiederhall aus der Tonne und dem Schlage zu urtheilen, welchen ich soeben gegen den Boden der Tonne gethan habe, will es mir scheinen, als wäre es der rechte Klang nicht und als müßte es mir klirrender und metallreicher daraus entgegenschallen."

Er wiederholte jetzt die Schläge gegen den Boden der

zweiten und dritten Tonne; aber auch hierauf erfolgte nur der dumpfe, metalllose Klang.

Neues Horchen, Verstummen und Kopfschütteln.

Vogelsang stand regungslos hinter dem Rücken seines untersuchenden Principals, ohne daß er in seiner Brust die geringste Unruhe oder Beklemmung fühlte oder verrieth. Dann sagte er mit einem sehr theilnehmenden und sanften Tone:

„Das ist aber wirklich merkwürdig. Denn ich glaube fast, daß Sie, nach dem Schalle zu urtheilen, recht haben, daß kein Gold darin enthalten ist. Es wäre ja aber erschrecklich, wenn Sie die Tonnen in Empfang genommen hätten und nachher etwas darin zurückliefern sollten, was Sie eigentlich gar nicht empfangen hätten. Welche Gefahr läge für Sie darin, wenn man den wahren Inhalt der Tonnen gekannt und diese mit anderen ähnlichen verwechselt hätte. Sie könnten dann ja eines Verbrechens angeklagt werden" — fügte Vogelsang mit leiser Stimme hinzu, — welches Sie —

„Schweigen Sie!" rief Heineke plötzlich so laut, daß es in dem weiten Raume wiederhallte, als riefen es zugleich mit ihm ein Dutzend unheimlicher Kobolde aus allen Ecken und Winkeln.

Zugleich ließ sich aus dem Hintergrunde ein Geräusch wie von einem lebenden Wesen vernehmen.

Heineke fuhr erschrocken zusammen, so daß er einiges Oel aus der Lampe verschüttete und dadurch die Flamme derselben auslöschte.

Man befand sich im Dunkeln.

Dann nach einiger Sammlung fragte der Principal

mit lauter Stimme: „Wer ist da?“ und zu seinem Commis gewandt fügte er hinzu: „Sollte man uns belauscht haben?“—

Wir haben oben bereits bemerkt, daß das Heineke'sche Haus am östlichen Ende des Jungfernstiegs lag und daß man von dem hinteren Ausgang des Raumes durch einen kurzen nicht allzubreiten Gang sogleich nach der jetzt eingegangenen Straße „Voglerswall“ kommen konnte, auf welchem Wege auch die Waaren in den Raum gebracht wurden.

Als auf die gethane Frage Alles still blieb, wiederholte Heineke noch einmal den Ruf:

„Ist da Jemand?“ —

Jetzt wurde ihm darauf mit schwacher, heiserer Stimme die Antwort:

„Ich bin es!“ —

Heineke traute seinen Ohren nicht. Die Stimme, wenn in diesem Augenblick auch sehr matt und tonlos ihm entgegenklingend, schien ihm doch nur allzubekannt zu sein. Ohne sich im Dunkeln von der Wahrheit und Richtigkeit seiner Annahme durch den Augenschein vollkommen überzeugen zu können, war er doch gewiß, nach dem Gehör schon die Person erkannt zu haben, und fuhr deshalb in einem völlig umgewandelten Tone und ohne auf die Gegenwart seines Commis Rücksicht zu nehmen, fort:

„Wie kömmst Du hierher? Was hast Du hier zu suchen? Willst Du vielleicht einen Raub ausführen, der Dich zum Zucht- und Spinnhaus reif macht? Wenn es so ist, wie ich jetzt zu vermuthen Ursache habe, — und die Untersuchung der Tonnen bestärkt mich in dem Argwohn — so wird Euer aller Wohnung künftig das Spinnhaus sein,

und ich sehe endlich ein, mit welchem diebischen Gesindel ich es zu thun habe."

Es ist leicht zu errathen, aus welchem Grunde Heineke seinen Worten und Expectorationen diese Wendung gab. Er wollte sich unter allen Umständen vor jedem Verdacht sichern und so vor der Oeffentlichkeit, an welche seine geheimnißvolle Erscheinung in dem Raume um Mitternacht kommen konnte, jeden Argwohn, der auf ihn zurückfallen konnte, wo nicht im Keime ersticken, doch einigermaßen zweideutig machen. Wenn es ja an das Licht des Tages kommen sollte, daß aus den Tonnen eine Masse Goldes verschwunden war, so sollte die Stadt wenigstens wissen, daß Heineke selbst um Mitternacht eine fremde Person in dem Raume ertappt hatte.

Wie wir erfahren haben, befand man sich seit dem plötzlichen Auftreten einer dritten Person in dieser mitternächtlichen Scene, nach der durch die Erschütterung des Schreckes herbeigeführten Erlöschung der Lampe, in völliger Finsterniß. In dieser Dunkelheit konnte man es auch nicht bemerken, daß Vogelsang wiederholt in ein verbissenes, schadenfrohes Lachen ausbrach. Er wußte ja am besten, wie es jetzt mit den Weinfässern stand, und daher lachte er hinter dem Rücken seines Principals schon heimlich und sarkastisch, als dieser über den unerwarteten Klang so bestürzt wurde, und noch mehr, als die dritte Person ihre unerwartete Anwesenheit durch eine wohl erkannte Frauenstimme kund gab. Wenn der geneigte Leser diese so plötzlich auftretende Person nicht schon errathen haben sollte, so wollen wir bemerken, daß es keine andere war, als die Mutter jenes Mädchens, welche wir an dem bewußten

Morgen in Heineke's Comptoir trafen und für welche Heineke sich gleich darauf bei seinem Freunde so besonders verwandt hatte.

Aber wie kam diese Frau zu so ungewöhnlicher Zeit in den Raum und was hatte sie hier zu suchen?

Auf diese Frage wird unsere Erzählung sogleich die entsprechende Antwort geben.

Als der Kaufmann sah, daß seine geheimnißvolle Unternehmung in so unheimlicher Stunde nun nicht bloß für diese Nacht, sondern wahrscheinlich für immer gestört war — denn auf wen mußte nothwendig der Verdacht zurückfallen, wenn jene Frau sich als völlig unschuldig ausweisen sollte? — so hielt er es für zweckmäßig, seinen Commis zu entfernen, und mit der so ungewöhnlich und unerwartet hier Angetroffenen noch erst ein Zwiegeschräch unter vier Augen zu halten.

Er gebot also seinem Commis, sich zu entfernen. Vogelsang verließ den Raum und Heineke war mit seiner früheren Geliebten, mit derjenigen, welche er verführt, Jahre lang unterhalten und dann verlassen hatte, in dem unheimlichen finsteren Raume allein.

„Was hattest Du hier zu suchen?" fragte er in polternder Aufwallung

„Nichts" — sagte die Frau mit matter, schüchterner Stimme, und näherte sich ihm aus dem Hintergrunde, in welchem sie bisher noch sich zurück gehalten hatte.

„Nichts?" — wiederholte Heineke mit Ingrimm. „Du wolltest mich bestehlen, nichts weiter, wie Du mich Jahre lang mit deinen Bälgen bestohlen hast."

„Ich Dich bestehlen? Davor soll mich Gott bewahren;

und wenn wir auch noch länger hungern müssen, als wir jetzt schon gehungert haben, so wird mir mein Ruf und ehrlicher Name doch zu lieb und werth sein, als daß ich mich so weit vergessen könnte. Ich habe meine Kinder stets nur dazu angehalten, Tugend und Frömmigkeit zu lieben, und wenn wir auch arm sind, so haben wir doch nie etwas Unrechtes gethan.

„Tugend nnd Frömmigkeit?!“ — hohnlachte Heineke — „ha! ha! ha! Da höre mir Einer wie ein liederliches Weibsbild sich verstellen kann. Tugend und Frömmigkeit! Bist Du um ein Haar besser als alles Gelichter deines Gleichen und als die gemeinen Dirren im Trampgang und auf dem Hamburger Berg?“ —

„Wenn ich so weit gesunken bin, so bin ich es nur durch Dich“ — entgegnete die Frau mit ernstem Vorwurf. Als Du mich kennen lerntest, war ich erst vom Lande gekommen und so unschuldig, wie ich von Gott geschaffen bin. Bin ich im Laufe der Jahre so schlecht und verächtlich geworden, so fällt die Schuld daran nur auf Dich zurück. Schändlich und schlecht genug, daß wir armen Mädchen so häufig erst verführt und dann gemißhandelt und mit Füßen getreten werden; daß wir verlassen werden, nachdem uns unser Ruf und unsere Unschuld genommen ist, und daß wir keine Gnade mehr finden, wenn alle Schönheit dahin ist und man uns von der Thüre stößt wie einen räudigen Hund, wenn wir um das letzte Stück trockenes Brod bitten und wohl gar einen solchen Ort, wie diesen Raum wählen müssen, um den Ehrvergessenen zu sprechen und ihm nochmals unsere Bitte an's Herz zu legen, ja daß wir dadurch selst in den schwersten und kränkendsten Verdacht kommen.

wenn wir vor Erschöpfung in unserm Versteck einschlafen und so wider Willen eingesperrt und eingeschlossen werden. Fluch und Schande über Dich, daß Du mich noch zur Verzweiflung bringst, daß" —

Bis hierher hatte Heineke gewaltsam an sich gehalten und die bitteren Vorwürfe mit vor Wuth zitternden Gliedern angehört. Jetzt aber übermannte ihn der Jähzorn, und mit der messingenen Comptoirlampe, welche er noch immer in seiner Rechten hielt, versetzte er der Frau einen so heftigen Schlag, daß sie zu Boden stürzte und keinen Laut von sich gab.

Abermals stand er horchend und wie vor Schreck und Bestürzung erstarrt da, denn, da er den Schlag in der Dunkelheit ausgeführt und also nicht gesehen hatte, wo er die Frau getroffen, so konnte er, da die Hingesunkene keinen Laut von sich gab, nicht anders glauben, als daß er einen Mord begangen und die vielleicht in der Schläfe Getroffene todt und in ihrem Blute zu seinen Füßen liege.

Nach einer Pause von mehreren Minuten, während welcher Heineke, sich vorüberbückend, horchte, ob die Geschlagene kein Lebenszeichen von sich gebe, und ein solches nicht zu vernehmen war, fuhr er mit der Hand nieder, faßte, ohne lange umherzutappen, die Daliegende bei den Haaren, und versuchte sie so auf die Seite zu zerren, gleichsam noch unentschlossen, wie und wo er die muthmaßliche Leiche verbergen solle; bald jedoch ließ er den Kopf wieder fahren und als dieser zu Boden fiel, gab es eine dumpfe Dröhnung. Heineke fühlte eine schlüpfrige Feuchtigkeit an seinen Fingern und schauderte unwillkürlich zusammen,

da er nicht anders glauben konnte, als daß es Blut sei, welches aus der Schläfe hervorquoll.

Jetzt erst wurde er sich in dem ganz finsteren unheimlichen Raume seiner Lage bewußt, und die Vorstellung, daß er einen Mord begangen habe und seine Rechte vom Blute der Erschlagenen triefe, daß die Spuren die That verrathen würden, schnürte seine Brust wie mit Krallen zusammen.

Er suchte die vermeintlich mit Blut beschmutzte Hand in der Kleidung der Daliegenden zu reinigen.

Jetzt ließ sich ein tiefer Seufzer, ein schmerzlich hervorgepreßtes „Ach!“ vernehmen.

Heineke fuhr abermals zusammen; aber diesmal nicht vor Schreck und Entsetzen, sondern in einer Art wohlgefälliger Ueberraschung, mit der Ueberzeugung, daß die Getroffene noch lebe.

Es vergingen einige Minuten und ein neuer Seufzer, lauter und freier als der erste, ward vernehmbar.

Die Wuth des Zornes war gebrochen. Mit einem gewissen guthmüthigen und besänftigten Tone fragte der Kaufmann:

„Hab' ich Dich verwundet? Hab' ich Dich am Kopfe getroffen?“

„Ja, der Kopf schmerzt mich an einer Stelle; doch wird es wohl so schlimm nicht geworden sein“, fügte die Frau, den Urheber ihrer Schmerzen und der ihr widerfahrenen Mißhandlung selbst enschuldigend, hinzu. „Ich glaube, ich bin wohl nur vor Ohnmacht und Betäubung zusammengesunken.“

„Also der Kopf blutet nicht?“

„Ich bemerke freilich eine klebrige Feuchtigkeit an meiner

Schläfe, aber es scheint nicht Blut, sondern vielmehr Fett oder Oel zu sein."

„So?" — sagte der Kaufmann — und fühlte durch diese Erklärung eine bedeutende Last von seinem Herzen genommen. Alle Angst, welche ihn vorher befallen hatte, weil er muthmaßte, daß der Schlag mit der Lampe tödtlich geworden sei, war plötzlich von ihm gewichen und seine Brust von jeder Beklommenheit erleichtert. Die Gewißheit, kein Mörder zu sein, führte aber auch zugleich einen Theil seiner vorigen Stimmung zurück, und obgleich er eben noch so sanftmüthig und liebevoll sich bei der Frau nach ihrem Befinden erkundigt und wie umgewandelt erschien, fuhr er jetzt doch unmittelbar wieder in seinem alten, auffahrenden und kränkenden Tone fort:

„Daß ich Dir einen Schlag versetzte, dazu hast Du selbst die Ursache und Veranlassung gegeben. Du wirst künftig vorsichtiger sein, und Dich hier nicht wieder im Dunkeln in Gefahr begeben. Denn was hattest Du hier auch zu thun und zu suchen?"

„Ich wollte Dir aufpassen, ich wollte einen letzten Versuch machen, um Dir hier im Geheimen nochmals meine Bitte an das Herz zu legen, da ich mich fürchtete, zu Dir in das Comptoir zu kommen, nachdem Du meine Tochter so hart abgewiesen hattest."

„Was sollen die Leute von dieser Comödie denken, wenn sie Dich hier gesehen haben. Sie können nur Schlechtes davon denken."

„Mich hat Niemand gesehen. Ich bin in der Dämmerung hereingeschlichen, als Niemand da war, der mich bemerken konnte, und habe mich dann in einer Ecke und

hinter Kisten verborgen. Darüber, und weil kein Geräusch mich störte oder aufschreckte, bin ich vor Hunger und Ermattung eingeschlafen, und so hat man mich denn hier eingeschlossen, ohne daß ich es bemerkt habe, noch bemerkt worden bin. Erst vor einer halben Stunde wurde ich durch ein Geräusch aufgeweckt. Ich gewahrte einen matten Lichtschein und glaubte Deine Stimme zu vernehmen, deshalb gab ich einen schwachen Laut von mir. Daß Du in dieser Stunde der Nacht Jemanden bei Dir haben würdest, konnte ich nicht vermuthen, sonst würde ich mich ganz stille verhalten haben bis zum Morgen, um dann eben so unbemerkt und leise wieder hinaus zu schleichen, als ich herein gekommen bin."

„Geh' jetzt nach Hause, der Morgen graut schon", sagte Heineke, „ich werde Dich zur Hinterthüre hinauslassen. Für's Künftige aber verbitte ich mir solches Umherschleichen. Und Du kannst froh sein, daß ich Dich nicht nach dem Großen Neumarkt in die Wache schleppen und auf längere Zeit einsperren lasse. Ich werde indessen heute Morgen noch zu Dir kommen und sehen, was ich für Dich thun kann. Geld aus meiner Tasche kann und will ich Dir nicht mehr geben. Als Du noch jung und hübsch warst, da war es ein Anderes. Doch darüber jetzt nichts mehr. Komm' nun, fort."

Damit suchte Heineke durch Tasten und Umherfühlen die Thüre des Raumes zu finden, welche nach dem Voglerswall hinausführte. Die Frau folgte ihm in der Dunkelheit. Bald war auch die Thüre gefunden und geöffnet, und die Frau, welche einst als Mädchen voll Unschuld und Liebreiz Heineke's ganze Sinnlichkeit aufgeregt und seine

Augen wie sein Herz beglückt hatte, wurde auf ihren schwankenden Füßen und mit ihrem vor Hunger und Kälte zusammen schauernden Körper unbarmherzig in die kalte Nachtluft hinausgestoßen, um wahrscheinlich im nächsten Augenblick schon von dem ersten, besten Nachtwächter arretirt und nach der Wache geschleppt zu werden, um als muthmaßliche Einschleicherin oder Diebin mit Gefängniß bei Wasser und Brot bestraft und so auf andere Weise dem Kummer und Elend preisgegeben zu werden.

Der Rausch der Leidenschaft und sinnlichen Lüste ist ja verflogen; von den ehemaligen Reizen des armen, unschuldigen Mädchens ist an der Verführten, lange Jahre Unterhaltenen und dann früh Hingewelkten und Ergrauten keine Spur mehr zu entdecken; wer könnte an diesem ausgemergelten und abgezehrten Gerippe mit den hohlen Augen und gelblich aschgrauen Zügen noch ein Wohlgefallen haben, das sich bezahlen ließe, — darum hinaus mit dem häßlichen Weibe in Nacht, Kälte, Verzweiflung und Elend, Hohn, Mißhandlung und Gefängniß! —

Als dieser ausgemergelte Körper noch frisch, rosig und blühend war, und eine Fülle von Wärme und Leben ausströmte, da wurde er eingehüllt und umgeben von Sammet und Seide, von den feinsten und kostbarsten Stoffen, welche Paris und London hervorbringen; ächte Perlen und goldene Geschmeide umschlossen diesen Hals und Busen, auf welchen zugleich unzählige Küsse ihre Eindrücke zu hinterlassen suchten. Jetzt sind Fetzen und Lumpen von abgeblichenem Kattun und schmutzigen Battist an die Stelle getreten, und der selbst aller Wärme entbehrende Körper erbleicht und erstarrt darunter vor Wind und Kälte.

Das ist der Wandel der Unterhaltenen, das Loos der Verführten, der Fluch der sinnlich schwelgenden Geschäfts- und Kaufmannswelt, ohne Barmherzigkeit und Liebe, ohne Gefühl und Gewissen!

8. Eine barmherzige Nachbarin.

Wir begeben uns jetzt schnell nach der Neustädter Neustraße. Eine schmale, steile, dunkle und schlüpfrige Treppe führt uns in drei Absätzen nach einem Sahl hinauf, welcher in seinem Innern überall die Spuren der Armuth und Dürftigkeit zur Schau stellt.

Es ist dieses die Wohnung der Frau, welche wir soeben verlassen haben.

Der Sahl ist nur sehr klein und beschränkt. Eine Stube und ein Vorplatz, welcher zugleich Küche, Schlafstube und Vorrathskammer ist, das ist die ganze Localität, und eine alte Bettstelle, in welcher auf einer dünnen Schicht kurzen und abgelegenen, modrig riechenden Strohs eine alte, mehr braune als gelbe und offenbar sehr schmutzige Federdecke ruht, ein gebrechlicher, einst braun angemalter Tisch und zwei Stühle, nebst einigen alten schwarzen Töpfen und halb zerbrochenen Tellern, Löffeln und Gabeln, das ist das ganze Mobiliar und Hausgeräthe.

Doch halt, auf dem Fußboden neben der Bettstelle steht noch ein zerlumpter Schemel, welcher, nach den herabhängenden Lappen und Fetzen zu urtheilen, einst mit blauem, buntbestickten Sammet überzogen war, und an der Wand hängen in einst mit Gold überzogenen Rahmen zwei sauber in Miniatur ausgeführte Portraits, nämlich das eines rosig

blühenden und lieblich lächelnden Mädchens mit blonden, sich über den weitgeöffneten Busen herabringelnden Haaren, und das eines Mannes von ansehnlicher Figur.

Auf dem Bette ruht völlig angekleidet das junge Mädchen, welches wir schon im Comptoir Heineke's angetroffen haben, und zu beiden Seiten des Tisches mit darauf ruhendem Oberleib sitzen zwei andere kleine Mädchen von 7 bis 10 Jahren. Es ist nicht schwer zu erkennen, daß alle drei spät in die Nacht hinein gewacht haben und dann vor übergroßer Müdigkeit hingesunken und eingeschlafen sind.

Die beiden kleinen wie das große Mädchen, sehen gleich mager, blaß und hungerleidend aus. Wahrscheinlich haben sie am vorhergehenden Abend gar nichts und auch früher nur sehr magere und spärliche Kost zu essen bekommen.

Die Thüre des Sahles war am Abend vorher nicht verschlossen worden, entweder weil die Rückkehr der Mutter jeden Augenblick erwartet wurde, oder — weil die drei kleinen Mädchen sich überhaupt nicht vor Dieben und Einschleichern fürchteten, da sie überzeugt waren, daß kein Dieb es versuchen würde, hier etwas zu stehlen.

Ueber dem Warten und Harren bis tief in die Nacht hinein, und ohne Lampe und Licht dasitzend, waren sie dann vor übergroßer Ermüdung und Erschöpfung eingeschlafen.

Eine Nachbarin, welche neben an auf derselben Treppe wohnte, ein sogenanntes Absteigequartier hatte und an dem Abend schon verschiedene Male bei den jungen Mädchen erschienen war, hatte sich auch weit nach Mitternacht noch einmal hier eingefunden, um sich zu erkundigen, ob die Mutter noch nicht nach Hause gekommen sei.

Diese Nachbarin hieß Frau Schuchard, und betrieb eigentlich nicht bloß das Geschäft eines Absteigequartieres, sondern wurde auch als Kupplerin und Geldverleiherin gegen Pfänder vielfach in Anspruch genommen. Sie war von Person ein großes, robustes Weib und ihre Haupttugend war Wucher um jeden Preis und Erpressung des Geldes bis auf's Blut. Sie verlieh aber ihr durch Seelenhandel zusammengewuchertes Geld in der Regel nur an solche Leute, welche sich in der allergrößten Noth befanden. Dies that sie aber nicht etwa deshalb, weil sie sehr sparsam mit ihrem Gelde umgehen mußte oder weil sie trotz ihrer rohen und frechen Natur doch hin und wieder ein menschliches und barmherziges Gefühl hatte, sondern weil sie wußte, daß sie beim Ausleihen des Geldes gegen Unterpfänder von denen, welche augenblicklich die größte Noth hatten, die meisten und höchsten Procente nehmen konnte, oder daß solche, welche schon lange gehungert hatten und eben darum ihre Mobilien und Sachen nothgedrungen verkaufen mußten, diese dann auch allemal am billigsten hingaben. Dies wußte Frau Schuchard und darum hatte sie es am liebsten mit den Aermsten und Verlassensten zu thun.

Nach denselben Grundsätzen verfuhr sie auch mit denen, welche von ihr etwas Geld auf Unterpfänder leihen wollten.

Die Gegenstände, welche der Frau Schuchard in die Hände fielen, waren gewöhnlich solche, auf welche weder der Lombard noch die sogenannten „Pfandjuden“ etwas leihen wollten, die aber dennoch nichts desto weniger ihren Werth hatten, als musikalische Instrumente, Pelzwaaren, Handwerksgeräthe, Kunstsachen, Gemälde, auffällige Seidenstoffkleider 2c. Auf solche Unterfänder lieh also nur die Frau

Schuchard etwas Geld, aber allerdings sehr wenig, so daß, da sie den Werth derselben zu beurtheilen und sie dieselben auch sehr gut zu verkaufen wußte, sie beim voraussichtlichen Verfall durch den Leichtsinn oder die Noth der Anleiher, auch sehr billig in den Besitz derselben kam. In der Regel mußten die leichtsinnigen oder nothgedrungenen Anleiher daneben aber auch noch einen Schein ausstellen, daß sie nach Verlauf von vier Wochen das Geld mit einem Zins von vier Schillingen für jeden Mark zurückzahlen wollten, widrigenfalls das gesetzte Pfand verfallen war. Und da diese Verpflichtung höchst selten oder niemals erfüllt wurde, und selbst die eifrigsten und gewissenhaftesten Anleiher wenigstens um zwei oder drei Tage zu spät kamen, deren Verabsäumung mit dem Vertrauen auf billige und gutmüthige Nachsicht bei der Verleiherin aber niemals Gnade und Entschuldigung fand, so machte die Frau Schuchard immer ein sehr gutes Geschäft und stand mit gewissen Kunst-Instrumenten- und Antiquitätenhändlern in fortwährender Handelsverbindung.

Diese merkwürdige Geschäftsfrau war es denn auch gewesen, welche der Unterhaltenen, sobald sie diese von ihrem Gönner verlassen gesehen hatte, nach und nach alle die kostbaren Mobilien, Kleider, Ohrgehänge, Ringe und sonstige Schmucksachen abgekauft hatte. Doch auch dabei war sie mit einer ganz besonders schlauen Barmherzigkeit zu Werke gegangen.

Die Schuchard war nämlich viel klüger als die Unterhaltene, welche wir von nun an Wittwe Schröder nennen wollen, weil sie so im Munde des Volkes bezeichnet wurde, obgleich sie, wie wir schon gesagt und gesehen haben,

niemals einen Mann gehabt hatte, und ein solches früheres Verhältniß einer Verheirathung auf Heineke's Betrieb nur unter das Publikum gebracht worden war.

Als die Seelenverkäuferin mit ihrer schlauen und vielerfahrenen Welt- und Menschenkenntniß also gewahrte oder vielmehr aus Erfahrungsgründen schloß, daß Heineke seine Geliebte nun bald im Stich lassen würde, nachdem das Geld seit einiger Zeit schon sparsamer zugeflossen war, da fing sie an, der Wittwe Schröder — natürlich gegen übliche oder womöglich noch höhere Zinsen — Vorschüsse zu machen, und als diese endlich eine bedeutende Höhe erreicht hatten, erst gar kein Geld und dann auch selbst Heineke gar nicht wieder kam, da forderte sie plötzlich ihr ausgeliehenes Geld zurück und als dieses ihr nicht zurückerstattet werden konnte, da nahm sie alles, was auf dem damaligen viel größeren und nobleren Sahl der Wittwe Schröder war, zu sich, und überlies ihr dann unter besonderen Hoffnungen und angedeuteten Bedingungen nicht bloß den jetzt bewohnten kleinen Sahl in Aftermiethe, sondern gab ihr auch das oben beschriebene Mobiliar desselben in — Miethe, die so hoch war für den einzelnen Monat, daß jeder Verständige, der diese Monatsmiethe baar in Händen hatte, die Mobilien dafür jeden Tag auf der sogenannten „Judenbörse" kaufen konnte. Auf die erwähnte Weise aber mußte die Wittwe Schröder sie nun also von der Frau Schuchard zwölf Mal in einem einzigen Jahre kaufen, und dies außerdem noch mit den erwähnten außerordentlichen Zinsen, wenn die Mobiliarmiethe nicht regelmäßig bezahlt wurde, sondern aufsummte, was in der letzten Zeit leider häufig genug der Fall war.

Man wird sich vielleicht wundern, daß die Frau Schuchard dennoch diese christliche Milde und Nachsicht übte, indem sie die Wittwe Schröder mit ihren drei Töchtern nicht bloß auf dem kleinen Sahl wohnen ließ, sondern ihr auch fortwährend noch den Gebrauch der erwähnten armseligen Mobilien vergönnte, was nach den Grundsätzen und der sonstigen Handlungsweise der Wuchernden immer noch als eine große Milde und Güte erscheinen mußte, doch die Sache hatte einen Haken.

Wir haben vorhin schon gesagt, daß die Schuchard alles dieses nur unter besonderen Hoffnungen und von Zeit zu Zeit angedeuteten Bedingungen that.

Und welche Hoffnungen und Bedingungen waren diese?

Keine geringere als die, welche die Schuchard auf die Thatsache setzte, daß die Wittwe Schröder drei, sage drei Töchter hatte, von denen die eine jetzt bereits sechszehn Jahre alt was. Das war für eine solche Speculantin eine ganz werthvolle Waare, mit der sich ein gutes Geschäft machen ließ, und war die Mutter bei ihr einmal in Schulden gerathen, so hatte sie nach ihrer Ansicht auch das Vorrecht der unbeschränkten Verfügung über ihre Töchter, und zunächst über die älteste verloren. Diese Töchter mußten dann ihr, der Schuchard als letzter Besitz anheimfallen, und diese konnte dann, nach ihrem Dafürhalten, mit dieser verpfändeten und verfallenen Waare schalten und walten, wie sie wollte, und man wird leicht errathen, zu welchem Zweck und nach welcher Weise.

Unter diesen schmeichelnden Hoffnungen und Aussichten hatte die Schuchard die kleinen Mädchen heranwachsen sehen, sich darauf verlassend, daß Zeit, Tag und Stunde

kommen werde, wo sie mit denselben ihr vortheilhaftes Geschäft machen könne.

Als die Aelteste, welche Marie hieß, das sechszehnte Jahr erreicht hatte, war die Schuchard immer besitz- und verfügungslustiger geworden, und konnte es nicht verbergen, daß sie, als die eifersüchtigste und tugendliebendste Unschuldshüterin, jene mit wahren Luchsaugen bewachte.

Nunmehr wird man auch begreifen, warum die Schuchard an diesem Abend so oft auf dem Sahl der Wittwe Schröder erschien; denn welche Gefahr, welcher große Verlust lag für sie nicht darin, wenn in Abwesenheit der Mutter ein fremder Eindringling und Jungfraunräuber bei der in Armuth ihr Leben fristenden Sechszehnjährigen erscheinen sollte, indem er sich vielleicht gar verirrte, und statt nach dem Schuchard'schen Sahle zu kommen, hierher gerieth?

Die Seelenverkäuferin betrachtete die geknickte Rose dann als den unersetzlichen Verlust ihres Vorschusses, ihrer Zinsen und zwiefachen Miethe.

Als sie zum letzten Male den Schröder'schen Sahl betrat, und zwar weit nach Mitternacht, fand sie die drei kleinen Mädchen bereits schlafend und in der Lage, wie wir oben gemeldet haben.

„Ist Eure Mutter noch nicht nach Hause gekommen?" fragte sie, wie ein Geist in ganz weißem Negligée und mit brennendem Licht in die finstere Stube tretend, mit lauter, kreischender Stimme, so daß die ganz Verschlafenen und vor Erschöpfung fast Erstarrten erschrocken und zitternd empor fuhren.

„Mutter? — Ach — nein — wir wissen gar nicht,

wo sie bleibt" — versetzten die drei kleinen Mädchen wechselseitig.

„Ich kann mir's schon denken", fuhr die Schuchard fort. „Nun, schlecht genug ging es ihr in der letzten Zeit; und wenn sie auch eine geduldige Seele hatte, so hat der Kummer sie doch allzu sehr zu Boden gedrückt. Was sollte sie weiter machen? Das Leben wurde ihr zuwider, alle Tage hungern und hungern zu sehen, thut weh. Aber sie wollte es ja nicht besser haben. Warum war sie dumm, als es noch Zeit war. Wer in dieser Lage nicht zu pflücken und auf die Seite zu schaffen versteht, muß sich gar nicht dazu hergeben. — Habt Ihr schon auf dem Boden zugesehen?" —

„Auf dem Boden?" fragte Marie mit starrer Verwunderung. „Was sollte Mutter da so lange machen?" —

„Na, machen weiter nichts. Aber sieh einmal nach, ob sie nicht vielleicht auf dem Boden hängt", sagte die Schuchard mit einer beispiellos rohen und unbarmherzigen Härte.

„Dort hängen?" — entgegnete Maria, welche den Sinn dieser Worte in ihrer Unschuld offenbar nicht verstanden hatte.

„Sie wird sich dort wohl aufgehängt haben, wie es mancher Dumme macht, der mich und alle Welt betrügen will, wenn man keine Lust mehr hat, ihn noch länger durch das Leben zu schleppen, wie ich es mit ihr und Euch nun lange genug gethan habe."

„O, Gott — meine Mutter!" schrie Marie, wie von plötzlichen Krämpfen ergriffen und mit einem herzdurchschneidenden Tone, während zu gleicher Zeit unter einem

convulsivischen Schluchzen, Ströme von Thränen sich über ihre Wangen ergossen.

Die anderen beiden Kinder hatten bisher mit halbgeöffneten, schläfrigen Augen, in einer zusammengesunkenen Stellung dagesessen, und gleichsam wie blödsinnig an dem Gespräch zwischen der Nachbarin und ihrer älteren Schwester nur einen sehr geringen Antheil genommen, ohne in ihrer Schlafsucht und Ermattung zu verstehen, was gesprochen wurde. Als sie dann aber ihre ältere Schwester laut schreien und weinen hörten, brachen auch sie mechanisch, oder durch einen natürlichen Instinct getrieben, in Schluchzen und Thränen aus.

Die Schuchard stemmte ihre Hände und Arme in die Seiten und betrachtete die Wirkung, welche ihre rohen und bestialisch mitleidslosen Worte auf die kleinen Mädchen hervorgebracht hatten, mit höhnischem Wohlgefallen und gewinnsüchtiger Zufriedenheit.

Dann sagte sie:

„Na, Du faule Trine, willst Du denn noch nicht nachsehen, ob Deine Mutter sich auf dem Boden aufgehängt hat? — Du mußt auch gleich ein Messer mitnehmen, damit Du sie losschneiden kannst. Weil Du den steif gewordenen Körper dabei aber nicht allein würdest halten können, so müssen die beiden Kleinen mitgehen, damit sie sich neben einander hinstellen und ihn auffangen.“

„Ach — Gott! — Nein — nein — das kann ich nicht“, sagte Marie, und brach sammt den anderen beiden Kindern in neues, wo möglich noch heftigeres Schluchzen und Weinen aus.

„Ihr könnt nichts wie Brod essen und anderen fleißi-

gen Leuten zur Last fallen", versetzte die Kupplerin. So muß ich denn wohl selbst nachsehen, wenn ich wissen will, woran ich bin. Und habe ich darüber Gewißheit, so nehme ich Dich älteste Magd sogleich in Besitz für die Miethe und den Vorschuß, welchen Deine Mutter mir schon lange genug schuldig ist; ich muß dann sehen, wie ich durch Dich am besten und schnellsten wieder zu meinem Gelde komme. Wer das Meiste zahlt, der hat Dich.

Marie weinte fort und schwieg, weil sie den Sinn dieser Worte abermals nicht verstand.

Die Sclavenhändlerin, welche das junge sechszehnjährige Mädchen bereits als ihr Eigenthum betrachtete, ging hinaus und stieg die Bodentreppe hinauf, um sich zu überzeugen, wie sie gesagt hatte, während der Nachtwind pfeiffend an den klirrenden Fenstern vorüber fuhr.

Nach ungefähr fünf Minuten kehrte sie zurück und zeigte sich offenbar sehr empört, weil sie sich in ihren Erwartungen getäuscht hatte.

„Da hängt sie nicht", sagte sie ärgerlich. „Wollte sie sich umbringen, so konnte sie es wohl ebenso gut durch Erhängen auf ihrem eigenen Boden, als anderwärts thun, dann hätte ich doch gleich Gewißheit gehabt, und könnte heute Morgen schon einen Weg thun, um wieder zu meinem Gelde zu kommen. Es ist niederträchtig, mich noch im Tode so zum Narren haben. Als wenn ich nicht schon lange genug geborgt habe. Aber umgebracht hat sie sich, wenn nicht auf dem Boden, so doch im Stadtgraben, und da wird sie dann im Wasser liegen, bis sie gelb und schwarz wird, und, von den Fischen und Aalen angefressen, oben

schwimmt. Dann werden sie das stinkende Aas im Curhause aber auch nicht mehr gebrauchen können."

Wir enthalten uns, es ausführlich zu beschreiben, welchen zerschmetternden und herzzerreißenden Eindruck jedes einzelne dieser haarsträubenden Worte auf das liebevolle und unschuldige Herz der drei kleinen Mädchen machte, die ohne Unterlaß weinten, bis endlich Marie keine Thränen mehr zu haben schien, und, wie zur Marmorstatüe erbleicht, mit starren Mienen und Augen bewegungslos da saß.

In diesem Augenblick trat die sogenannte Wittwe Schröder zur Sahlthüre herein.

„Da ist ja Eure Mutter! — Nun, kommen Sie doch noch wieder?" — sagte die Schuchard, und warf einen unwilligen Blick auf die Eintretende. — „Die Marie meinte schon, daß Sie sich oben aufgehängt oder sonst umgebracht hätten," fügte sie mit kaltem Hohne hinzu. „Zum Verwundern wäre es nicht, denn Ursache haben Sie genug dazu, und mir könnte man nichts Unerwartetes erzählen, wenn eines Morgens unten vor der Sahlthüre geklatscht würde, die Schröder habe sich das Leben genommen, weil sie desselben nach ihrem früheren flotten und fidelen Leben jetzt überdrüssig gewesen.

„Ich habe Gott immer gebeten, er möge mich nicht in Versuchung führen", sagte die Schröder, „und er hat es bisher auch nicht gethan, wofür ich ihm vom Herzen dankbar bin. Ich habe keine Schuld auf meinem Gewissen, außer der, daß ich einmal Jemandem mehr vertraut und ihn mehr geliebt habe, als ich mußte. Er, der einst der Ehebrecherin verziehen hat, wird auch mir verzeihen."

„Ha! ha! ha! Glauben Sie noch an die alten Geschichten? Daran glaube ich längst nicht mehr. Gott oder Teufel, das ist mir Alles gleich, wenn ich nur Geld verdiene."

„Mir nicht", sagte die Schröder, „und darum glaube ich auch, daß Gott die Herzen der Menschen lenkt zu eines Jeden Besten."

„Nun möchte ich doch wissen, wo Sie diese Nacht die Moral und Frömmigkeit aufgeschnappt haben. Vielleicht mit einem Frommen gespielt, und dabei noch sonst etwas verdient?" — versetzte die Kupplerin mit einem heimlich schlauen Blinzeln.

„Verdient? — Nein!" erwiderte die Schröder mit charakteristischer Bestimmtheit, „aber es wäre möglich, daß ich Ihnen doch bald etwas von meiner Schuld abtragen könnte."

„Mir wär's recht; denn Zeit wird es zum Bezahlen und für dies Mal auch zum Schlafengehn."

Damit ging dies weibliche Ungeheuer zur Sahlthüre hinaus, und die arme, unglückliche Mutter war mit ihren drei Töchtern im Finsteren wieder allein. Doch schon graute der Morgen, um der kummervollen Familie aus Mitleid wenigstens so viel Licht zu gewähren, daß die einzelnen Mitglieder derselben sehen konnten, wohin sie sich betteten.

Marie hatte zu viel natürliches Zartgefühl, als daß sie noch erst der Lüge widersprochen, sie sei schon der Meinung gewesen, ihre Mutter habe sich das Leben genommen.

Alle kauerten und legten sich, wie immer, so gut es gehen wollte, in der Bettstelle auf das schmutzige Lager, neben einander.

„Mich hungert noch so," sagte das eine der beiden kleineren Mädchen. „Hast Du uns nichts mitgebracht, Mutter?"

„Schlaf nur," versetzte die Mutter, „heute Morgen kömmt Onkel wieder. Er wird uns schon etwas geben."

„Onkel kömmt wieder zu uns?" fragte das kleine Mädchen. „Ach! dann werde ich erst recht nicht einschlafen können." —

Die Natur wirkte aber zu mächtig. Bald waren alle Viere sanft eingeschlafen. Und wovon träumten sie? Von ihrem Hunger und Elend? Ach nein, von einem reich besetzten Tisch, von großen Braten und schönen Kuchen.

Wahrscheinlich waren sie durch diesen Traum und die neu belebten Hoffnungen auch gesättigt, denn als sie erwachten, als die Sonne schon hoch zum Fenster herein schien, da fühlten sich Alle wunderbar gestärkt und erhoben. Das Gemüth hatte einen neuen Aufschwung genommen. Sie sahen im Geiste wieder das alte Mobiliar und die ganze alte Behäbigkeit um sich. Der Onkel hatte ja gesagt, daß er diesen Morgen wieder kommen wolle. Sie sollten ja Alle wieder so sorgenfrei und glücklich sein, als sie es ehemals waren, da er noch allabendlich sich einstellte und blieb, auch wenn die Kinder schon lange zu Bette gegangen waren.

Die Kinder hingen an diesem Onkel wie an ihrem Vater, den sie nie gesehen hatten, und der ja längst begraben sein sollte im tiefen und kühlen Schooße des Meeres.

Die Leute spotteten und höhnten zwar manchmal über diese traurige Mähr und über die abendlichen und nächtlichen Besuche des Onkels, aber was wußten denn die Leute davon,

welche allzeit so große Lust hatten, zu klatschen und schlecht zu machen! —

Heineke, oder wie die Kinder sagten, der Onkel kam an diesem Morgen auch wirklich, und was noch mehr war, er bezeigte sich freundlich und barmherzig, und war ungehalten und verdrießlich darüber, daß Marie so bleich und abgemagert aussehe, und die Mutter überhaupt so schlecht und dürftig gekleidet gehe.

„Ich habe mit Matthias Wagner über Euch gesprochen," sagte er. „Es hat zwar große Künste und viele Fürsprache gekostet, aber er wird mir am Ende meinen Wunsch doch nicht abschlagen können. Du" — er sah dabei die Wittwe Schröder mit einem ausdrucksvollen Blick an — „wirst wohl Aufnahme in die Stiftung finden, welche er zu verwalten hat; die beiden Kleinen können in das Waisenhaus kommen, und auch für Marie soll gesorgt werden. Aber so wie diese jetzt aussieht, geht es nicht. Ich werde daher noch einmal hergeben müssen, daß wenigstens sie wieder ein gutes Aussehen bekommt. Denn so wie sie jetzt ist, kann sich kein Mensch für sie interessiren, und an einem Gerippe mit bleichen Lippen und abgezehrten Wangen hat Niemand Vergnügen. Sie muß erst wieder roth und rund werden, wie sie es gewesen ist, und damit die andern Beiden ihr nicht Alles mit aufessen und es mir so zu theuer kömmt, bis sie wieder Fleisch auf den Leib bekömmt, so ist es nöthig, daß ich ihr sogleich ein besonderes Zimmer miethe. Das wird mir zwar abermals viel Geld kosten, aber was ist zu machen? Damit ich Euch Alle endlich vom

Halse los werde und gehörig unterbringe, muß ich schon das Meinige thun." —

Die Wittwe Schröder vernahm diese Worte mit gleichgültiger Ergebung.

Nach einer Pause fragte sie kaum vernehmbar:

„Was soll Marie denn lernen?" —

„Das weiß ich noch nicht," antwortete Heineke. „Daran werde ich erst denken können, wenn sie wieder frisch und blühend aussieht, und auch durch Kleidung herausgeputzt ist."

„Ach," sagte Marie, „dann werden wir ja Alle auseinander gerissen: Mutter in die Stiftung — die Kleinen in das Waisenhaus — und ich — !"

Sie stockte. Dann fuhr sie fort:

„Warum soll ich allein es aber so gut haben? — Wir waren bisher so glücklich, weil wir zusammen waren, auch wenn wir so oft hungern mußten. Es war immer ein Trost, daß die Eine nicht mehr hatte als die Andere, und — das Beisammensein war für uns schon eine — die einzige Freude."

„Scheer' Dich mit Deiner dummen Empfindelei," sagte Heineke. „Es geschieht wie ich sage oder — Ihr könnt verhungern, wenn Ihr in dem Werk- und Armenhaus nicht eine Aufnahme findet."

„Werde ich in die Stiftung denn aufgenommen werden können?" versetzte die Wittwe Schröder, nachdem sie sich mit Gewalt ein Herz gefaßt hatte, diese Frage hervor zu bringen. „Ich meinte, daß darauf nur ehrbare Bürgerfrauen Anspruch hätten."

„Das ist ein albernes Meinen," fuhr Heineke sie

heftig an. „Ich dächte, Du hättest keine Ursache Dich selbst schlecht zu machen. Es ist lächerlich, wenn eine solche Person noch gar Bedenken haben will. Andere sind froh, wenn sie aufgenommen werden.“

„Aber der Schimpf, das Gerede“ — ? sagte die Schröder.

„Dummheit! Hörst Du's denn? Und was geht es Dich an, wenn Matthias Wagner Dich aufnimmt und Du mit Ehren versorgt wirst, wo Andere das Nachsehen haben und sich die Beine ablaufen können mit ihren angeblichen Ansprüchen und Berechtigungen. Kurz und gut, Du wirst eine Fromme, oder vielmehr eine Versorgte. Morgen früh ziehst Du Dich ordentlich an.“ —

„Ich habe nichts weiter anzuziehen, als dieses abgeblichene und geflickte Kattunkleid.“ —

„So muß ich Dir Geld geben, damit Du Dir ein etwas besseres vom Juden holst — und dann gehst Du zu Matthias Wagner und bittest ihn um Aufnahme in die von ihm verwaltete Stiftung.“

„Ich soll ihn in meiner Lage darum bitten?“

„Du hörst ja, daß ich mit ihm schon über und für Dich gesprochen habe. Die beiden Kleinen werden schon auf anderen Wegen im Waisenhaus ihr Unterkommen finden. Du wirst sie abliefern, wenn ich Dir weiteren Bescheid gebe.“

Die Beiden, von welchen jetzt die Rede war, schmiegten sich an ihre Mutter, welche sie streichelte und an sich drückte, wobei Allen, mit Ausnahme eines Einzigen, Thränen in die Augen traten.

Dann sagte die Eine von den Kleinen, kaum vernehm-

bar: „Hast Du nicht einen Schilling, Mutter — mich hungert so?“

„Ihr wollt auch immer fressen,“ fiel Heineke dazwischen. „Da habt Ihr 'was!“ Damit warf er verächtlich ein Doppeltmarkstück auf den Tisch, daß es klingend auf den Fußboden rollte.

„Du thust nun Morgen früh, wie ich Dir gesagt habe,“ fügte er dann zu der Schröder gewandt hinzu. „Für Marie werde ich das Nöthige besorgen. Ich hoffe, wie gesagt, daß ich Euch auf diese Weise endlich Alle vom Halse los werde.“

Damit entfernte er sich.

Die weibliche Familie war ihren Aussichten und Erwartungen überlassen.

Nach einigen Minuten aber kehrte Heineke noch einmal zurück und sagte zu der Schröder:

„Es wäre möglich, daß ich Dich in diesen Tagen als — Krankenwärterin gebrauchen könnte.“

„Als Krankenwärterin! bei wem denn?“

„Bei einer Französin, welche als Emigrantin bei mir logirt. Das Weitere findet sich, wenn ich Dich rufen lasse.“ —

Er ging.

Eines der kleinen Mädchen bat dann, Brot, Kaffee, Holz, Butter und Milch für das auf dem Tisch liegende Doppeltmarkstück holen zu dürfen.

Und die Familie aß sich zum ersten Male wieder recht satt, nachdem sie 24 Stunden gehungert hatte.

9. Eine Kranke.

Der geneigte Leser und die freundliche Leserin wird sich erinnern, daß die Frau von Basson von ihrem Gemahl aus Paris einen Brief erhalten hatte, der voll war von Ergießungen der zärtlichsten und sehnsuchtsvollsten Liebe, daß darin aber kein Wort davon stand, wann er von Paris abzureisen und in Hamburg einzutreffen gedenke.

Seit der Ankunft jenes Briefes sind einige Wochen vergangen.

Da die Emigrantin die Ankunft ihres Gemahls nun jeden Tag erwartete, diese sich aber immer noch verzögerte, so versank jene endlich in eine tiefe Schwermuth, saß ganze Tage lang im Sopha, den Blick starr vor sich hin auf den Boden gerichtet und ohne das Geringste an Speise und Trank zu sich zu nehmen. Eine körperliche Krankheit war die unausbleibliche Folge dieser hypochondrischen oder hysterischen Seelenstimmung.

Frau von Basson verfiel in ein hitziges Nervenfieber, und die heftigsten Anfälle desselben verliefen unter den wildesten und verworrensten Phantasieen, durch welche sie den sie Umgebenden die tiefsten Geheimnisse ihres Herzens und ihrer Familienverhältnisse, ja selbst ihrer verliebten Neigungen und geschlechtlichen Wünsche ohne Scham und Zurückhaltung unumwunden kund gab.

Bald unterhielt sie sich mit ihrem Gemahl in den zärtlichsten und hingebendsten Ausdrücken und machte ihm schmollende Vorwürfe, daß er sie hier in dem fremden Lande und unter ganz unbekannten Menschen so lange allein gelassen; und dann lud sie ihn wieder auf's Innigste und Anschmiegendste

ein, nach so langer Entbehrung nun ganz und mit vollen Zügen dem Genuß der Liebe und verliebten Schelmerei sich hinzugeben.

In anderen Momenten wurde sie von Schauder und Entsetzen ergriffen, als sähe sie, wie ihr Gemahl auf die Guillotine geschleppt würde, das Richtbeil auf seinem entblößten Nacken herabfiel und die Henkerknechte den blutenden Körper mit grinsendem Hohn auf die Seite warfen. Dann brach sie in ein herzdurchschneidendes, krampfhaftes Schreien aus, während reichlich hervorstürzende Thränen auf ihren unanständig entblößten und heftig wogenden Busen hinabflossen.

Endlich wurden die Ausbrüche und Bilder der jäh und ängstlich umherschweifenden Phantasie plötzlich wieder ruhiger und milder, und mit sanftem Flehen und banger Sorge bat Frau von Basson, ihre mitgebrachten Pretiosen, Goldgeschmeide und Edelsteine doch vor Dieben zu schützen.

„Ich bin hier ja so allein — ganz allein," — sagte sie mit sanfter Wehmuth, — „die Menschen sehen mich mit unheimlichen Blicken an, als wenn sie mich ermorden wollten, um mir Alles zu rauben. — Besonders das Brautgeschenk, welches von Basson mir an dem Morgen des Tages unserer ehelichen Verbindung brachte, es ist mir ja so lieb und theuer. Ach! die schönen Brillanten — dort unten in dem braunen Kästchen von Jacaranda mit silbernen Verzierungen — wie sie mich anlachen, wie sie funkeln und strahlen in allen Farben! Ja, die haben meinem guten Alphons viel Geld gekostet, fast den dritten Theil seines ganzen Vermögens. — Weißt Du noch, Alphons, wie glücklich wir waren, als Du sie mir zum ersten Male um-

hingst? — Ich war in meinem Schlafzimmer — die Zofe war eben dabei, mich anzukleiden. — Du Schelm, da küßtest Du mich unzählige Male — erst auf meinen Mund und dann — auf meinen Busen — hier und — hier. — Sieh', da ist noch der rothe Fleck, auf welchem Du Dich mit Deinen Lippen fest gesogen hattest, daß es mich schmerzte. Ich ruhte in Deinen Armen, ich glaubte vor Seligkeit, daß Himmel und Erde um mich vergingen. Als ich erwachte und mich im Spiegel erblickte, da — strahlten die kostbaren Diamanten in ihrem vollen Glanze mir entgegen. Ach! wir waren so glücklich! Und dieses theure Geschenk wollen die garstigen Menschen mir auch noch rauben — die übrigen Pretiosen haben sie mir alle schon genommen. Warum warst Du auch nicht bei mir, Alphons, daß Du mich schützen konntest! — Nicht war, Herr Heineke, Sie sind nicht mit unter den Räubern. Oder wollen Sie mich auch bestehlen? — Wissen Sie schon, wo Alles verborgen ist? — Ich will es Ihnen sagen, aber Sie müssen mich dann auch nicht umbringen und mir nichts stehlen. — Hu! was Sie für furchtbare Augen machen — wie Sie mich anstarren. — Gehn Sie, gehn Sie, ich fürchte mich vor Ihnen. Gewiß, Sie sind auch ein Räuber — weg! weg!" —

So schweifte die fieberhafte Phantasie der Emigrantin in den maßlosesten und schauerlichsten Vorstellungen umher.

Heineke war oft Zeuge derselben und wurde bei den Worten, die ihn betrafen, unwillkürlich von einem unheimlichen Gefühle ergriffen. Er warf dann forschende Blicke in dem Zimmer umher, und sein Auge blieb jedes Mal lange auf einem ledernen Reisekoffer hängen, in welchem sich ohne Zweifel das Jacaranda-Kästchen befinden mußte,

dessen die Kranke in ihren rücksichtslosen Selbstgesprächen erwähnt hatte. Oder war es dort in jener Chatulle? Wo waren die Schlüssel zu dieser und jenem? Und erheischte es nicht die Pflicht und Vorsicht des Hausherrn, sie bis zur Genesung der Besitzerin zu sich zu nehmen? — Wenn die Emigrantin nun stürbe, was dann? Und wenn Herr von Basson, der von einem Tage zum andern auf sich warten ließ, am Ende doch schon guillotinirt wäre? — Waren die erwähnten Pretiosen aber auch wirklich vorhanden? Konnte die fieberhafte Phantasie der Kranken diese sammt dem Kästchen mit der silbernen Verzierung nicht ganz aus der Luft gegriffen haben? In den Weintonnen war ja ohnmöglich auch die erwähnte Summe Goldes enthalten!

Diese und ähnliche Fragen ließ Heineke sich durch den Kopf gehen, und sie erfüllten ihn mit einer gewissen Angst und Verlegenheit, wenn er sich die Verwicklung dachte, in welche er durch die Verhältnisse dieser Emigrantin noch gebracht werden konnte. Wenn Herr von Basson nun am Ende doch wirklich einträfe -- oder — wenn nicht und — seine Gemahlin stürbe? —

Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß die Krankheit der Frau von Basson einen sehr bedenklichen Ausgang nehmen würde, wenn ihr Gemahl aus Paris nicht bald einträfe. Indessen könne er die Hoffnung auf Genesung noch nicht aufgeben, da er sich von der letzten Medicin den günstigen Eintritt einer Crisis verspreche.

Eine Wärterin bei der Kranken war nöthig geworden. Obgleich diese Frau mit der größten Gewissenhaftigkeit Alles that, was ihre Pflicht war, so sprach Heineke sich dennoch dahin aus, daß er es für nöthig erachte, sie

mit einer anderen, für deren strengen und treuen Diensteifer er bürgen könne, zu vertauschen.

Da der Arzt darüber nichts weiter zu sagen hatte, so wurde die erste Krankenwärterin verabschiedet und eine andere in der Person der Wittwe Schröder angenommen.

Ob Heineke bei dieser Abwechselung seine geheimen Pläne und Absichten hatte, wird der Leser sich wahrscheinlich bald selbst sagen können.

Der Arzt hatte es nämlich bei seinem letzten Besuch und in Heineke's Gegenwart mit besonderer Betonung ausgesprochen, daß die nunmehr von ihm werschriebene Medicin eine bedeutende Quantität Opium enthalte, und daß man in der Verabreichung derselben nach Tropfen sehr vorsichtig sein müsse, da die geringste Ueberschreitung der vorgeschriebenen Tropfenzahl leicht schwere Folgen haben könne.

„So könnte dadurch vielleicht gar der Tod herbeigeführt werden?" fragte Heineke, als er mit dem Arzt über den Corridor ging.

„Allerdings," versetzte dieser. „Ein Uebermaaß von fünf Tropfen würde bei dieser Opiumstärke allem Ermessen nach schon hinreichen, die Kranke mit diesem auf's Höchste angegriffenen Nervensystem in den ewigen Schlummer zu versetzen."

Heineke vernahm diese Erklärung mit heimlichem Interesse und stellte darüber seine finsteren Betrachtungen an.

Unter diesen Umständen nun aber geschah es eben, daß er darauf drang, einen Wechsel mit der Krankenwärterin vorzunehmen und bei so gewissenhafter und gefährlicher Verpflegung eine Frau zu wählen, welcher er selbst das

vollste Vertrauen schenken könne. Und so kam es den daß er die Wittwe Schröder rufen ließ, wie er es de selben bei dem berichteten Besuch bereits mitgetheilt und Aussicht gestellt hatte. —

Es war am Abend desselben Tages.

Die Emigrantin ruhte nach den abermaligen heftig Fieberphantasieen mit halbgeschlossenen Augen in völlig Erschöpfung.

Die neue Krankenwärterin saß vor dem Bette un wischte ihr mit einem weißen leinenen Tuche den kalte Schweiß von der todtenbleichen Stirn.

Die Uhr der St. Petrikirche hatte eben elf geschlager

Dies war die Zeit, in welcher der Kranken von de vorgeschriebenen starken Opiumtropfen wieder eingegebe werden mußte, doch, wie der Arzt es mit großer Streng vorgeschrieben hatte, erst dann, wenn die Kranke nach den neuen Fieberanfall einige Zeit geruhet hatte.

Die Wärterin horchte gespannt den kaum vernehmbaren Athemzügen der in völliger Erschöpfung Daliegenden und wartete den Moment ab, wo sie der Kranken die vorgeschriebene Tropfenzahl reichen konnte, da — öffnete sich leise die Thüre und — Heineke trat mit leisen Schritten in das Schlafzimmer der Frau von Basson.

Er erkundigte sich durch eine Pantomime, ob diese bereits eingeschlummert sei.

Die Wärterin schüttelte mit dem Kopfe, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß Frau von Basson in einem bewußtlosen Zustande des Halbschlummers da liege.

„Hast Du mit ihr gesprochen?“ fragte der Eingetretene kaum vernehmbar mit leisem Flüstern.

„Ich habe vor einigen Stunden mehrere Fragen an Sie gerichtet, allein sie hat mir nichts darauf geantwortet,“ versetzte die Wärterin. Der Arzt sagte aber diesen Morgen auch unterandern, daß diese Nacht wahrscheinlich eine Crisis eintreten werde, und daß er Hoffnung habe, die Gesundheit wieder herzustellen, wenn diese Nacht nach dem Fieber-Paroxismus eine nur irgend erquickende Ruhe eintrete. Diese Crisis scheint jetzt einzutreten, und darum stehe ich noch an, der Kranken jetzt die bestimmte Portion Tropfen einzugeben.“

„Du stehst noch an?“ — sagte Heineke, nicht ohne eine gewisse Unruhe und Verlegenheit zu verrathen über das, was er so eben gehört hatte. „Ich denke, es ist Dir strenge anbefohlen, der Kranken sogleich nach dem Fieber-Paroxismus und ohne Umstände von dem Opium einzugeben, damit sie entschlummert.“

„Entschlummert?! — Nein!“ — versetzte die Schröder, „davon hat der Arzt mir nichts gesagt; auch ist es auf der Etikette des Glases ausdrücklich bemerkt, daß“ —

„St!“ — fiel ihr Heineke in die Rede, jedoch mit kaum vernehmbarer Bedeutung. „Ich glaube, sie rührt sich. — Ruhe wäre für die Kranke jetzt gewiß sehr heilsam und wünschenswerth. Könnten wir den Arzt erst darum befragen, er würde gewiß dasselbe sagen. Denn Umstände verändern die Sache, und unvorhergesehene Ereignisse erheischen auch in der Behandlung eines Kranken und in der Darreichung einer Medicin eine verständige Modification. Wir wollen der Kranken daher augenblicklich die Tropfen reichen, und

damit Du Dir keine Gewissensbisse daraus machst, so will ich jene selbst abzählen und" —

„Nimmermehr!" versetzte die Schröder — "es könnte ihr den Tod bringen."

„Den Tod?" — entgegnete Heineke. „Das ist eine unzeitige Aengstlichkeit, wo es gilt den Moment zu benutzen, um das Leben zu sichern."

„Aber ohne die Vorschrift des Arztes? — Ich kann nur thun, was dieser mir anbefohlen hat, und werde in diesem Falle nicht dulden, daß" — fügte die Schröder mit beherztem Tone hinzu.

Und der Kaufmann fiel ihr leise in die Rede: „Still — daß unser Gespräch nicht etwa belauscht wird. Was haben wir Beide davon, ob die Kranke stirbt oder wieder geneset. Im Gegentheil ist unser Beider Glück gemacht," — fuhr er fort, und drückte der Wärterin mit zutraulicher Innigkeit die Hand, — „wenn sie in die ewige Ruhe geht, und so ihrem Gemahl folgt, der doch nicht mehr ankommen wird, weil er in Paris wahrscheinlich längst guillotinirt ist. — Ich gebe Dir darauf meine Hand, Du sollst dann von den Pretiosen der Frau von Basson Dein Erbtheil haben, prachtvolle, brillante Ohrgehänge, und andere Schmucksachen, wenn Du schweigst, verschwiegen bist wie das Grab. — Siehe, wie bleich die erstarrten Züge der Kranken schon sind — schnell einige Tropfen — ehe sie entschlummert, um nie wieder zu erwachen."

Dann, nachdem er einen scharfen, prüfenden Blick von der Wärterin auf die wie leblos daliegende Kranke geworfen hatte, fügte er hinzu mit unheimlichem Tone:

„Das Licht erlischt — wie das eines Lebens. Es ist

vielleicht das Sinnbild unserer Kranken. — Gehe hin, und besorge von unten ein anderes Licht, ich werde hier unter dessen die Wache halten.“ —

Die Wärterin sah einige Augenblicke gedankenvoll vor sich nieder, stieß einen schweren Seufzer aus, sah mit einem flehenden Blick gen Himmel, erhob sich dann schüchtern und verlegen von ihrem Sitze und verschwand mit schweren Schritten aus der Thüre, um das nöthige neue Licht zu besorgen.

Die Wärterin hatte kaum das Zimmer verlassen, als Heineke hastig das Medicinglas ergriff, eine reichliche Anzahl von Opiumtropfen in den zu diesem Zweck, in einem Glase mit Wasser fallen ließ und diesen — Heiltrank der vor Erschöpfung bewußtlosen Kranken einflößte.

Der interimistische Krankenwärter hatte dieses Geschäft der Medicin-Einflößung mit der größten Hurtigkeit kaum ausgeführt, als die Schröder mit dem geholten neuen Licht wieder eintrat.

Als sie dieses jetzt an die Stelle des erlöschenden setzte, und dabei hinter dem grünen Lichtschirm einen forschenden Blick auf das Medicinglas richtete, machte sie mit auffallender Bestürzung und erbleichender Aengstlichkeit eine zurückweichende Bewegung und sagte mit sanftem, vorwurfsvollen Tone:

„Heineke — Du warst bei dem Glase — Du hast der Kranken von den Tropfen eingegeben“ —!

„Nun ja,“ — versetzte dieser mit verbissenem Ausdruck, — „ich habe den Augenblick wahr genommen, weil Du kein Herz hattest, dieser da durch einen kräftigen Entschluß wo möglich das Leben zu retten. Hier war offenbar die größte

Gefahr vorhanden, wenn nicht schnelle Hülfe kam, der Natur bei ihrem Heilwerk nachzuhelfen."

„Wenn die Kranke nun aber schläft — auf immer — um nie wieder zu erwachen?" sagte die Schröder mit wehmuthsvollem Tone und einem bedenklichen Kopfnicken.

„Können wir über Leben und Tod gebieten? War es nicht wenigstens löblich, nach bester Ueberzeugung zu handeln, wenn die größte Gefahr vorhanden ist. Gestorben wäre die Kranke so wie so, und jetzt geben die Tropfen doch noch der Hoffnung Raum, daß sie genesen kann," entgegnete Heineke.

„Meine Hände sind rein. Das weiß Gott! Wenn der Arzt nun aber sagt — und besonders, wenn Du die Tropfen nicht genau gezählt hast — Du warst auf jeden Fall zu schnell bei dieser Handlung, da ich kaum zwei Minuten entfernt gewesen bin — wenn — die Kranke grade deshalb sterben sollte!"

„Grade deshalb?!" — wiederholte Heineke mit einer sarkastischen Betonung. „Jetzt kein Wort weiter. Die Kranke scheint eingeschlafen zu sein; — sieh — wie starr und seelenlos ihre bleichen Züge sind — wie sie da liegt gleich einer Todten — sie ist eingeschlafen, um zu einem neuen, besseren Leben zu erwachen nach einer günstigen Crisis."

„Ja — eingeschlafen, um zu einem neuen — besseren Leben zu erwachen" — wiederholte die Schröder in feierlichem Ernst, indem sie ihre Hände faltete wie zum Gebet.

„Es ist Mitternacht vorüber. Der Wächter ruft ein Uhr ab. Nach einigen Stunden, ehe es im Hause und auf den Straßen belebt wird, komme ich wieder, um zu sehen, wie die Tropfen gewirkt haben. Ich sage es Dir aber —

wenn Du nicht schweigst — wenn Du ein Wort davon sagst, daß ich einige Augenblicke hier allein bei der Kranken war, daß ich — ich selbst ihr die Portion verabreicht habe — Du bist ein Kind des Todes! Ich klage Dich an, und werde es zu erreichen wissen, daß Du Zeit Deines Lebens in das Spinnhaus kömmst. Schweigst Du aber, so sollst Du prächtige Geschenke — Deinen Erbtheil von dem Nachlaß haben, der sich in diesem Zimmer befindet."

Dabei ergriff er noch ein Mal mit erheuchelter Traulichkeit ihre Hand, drückte sie zärtlich an seine Brust und sprach:

„Kein Wort darf über Deine Lippen kommen, daß ich diese Nacht bei Dir — in diesem Zimmer war, — daß ich hier allein war. Dann sollst Du dafür Deinen Lohn haben — hörst Du? — es soll Dir noch einmal wieder gut gehen. Still! Still!" —

Er schlich so leise fort, wie er gekommen war.

Die Kranke lag da mit jetzt völlig geschlossenen Augen. Die Züge des Athmens waren kaum zu vernehmen. Die Tropfen hatten ihre Wirkung offenbar schon begonnen.

Fand wirklich eine Crisis statt, und war dieser Schlummer ein Schlummer zur Genesung oder — zum Tode? —

Nachdem die Wärterin die Kranke lange horchend und prüfend beobachtet hatte, setzte sie sich auf ihren vor dem Bett stehenden Stuhl, faltete die Hände in ihrem Schooße und schloß mit stillem Schauder der Wehmuth und des Schmerzens ihre Augen, in allerlei Gedanken und Träume versinkend.

In dieser Lage war auch sie nach etwa zehn Minuten dem sanften Schlafe anheim gefallen.

Es war Alles ganz still in dem Zimmer — ganz

still. Auch draußen war noch Alles ruhig und ohne Leben. Der Wächter hatte eben drei Uhr abgerufen.

Da öffnete sich abermals ganz leise die Thüre, und Heineke trat mit unvernehmbaren und sehr vorsichtigen Schritten zum zweiten Male ein.

Als er die Thüre kaum halb geöffnet hatte, hielt er einige Secunden an, horchte und lauschte, ob drinnen Alles ruhig sei. Als er dann bemerkte, daß Beide schliefen, trat er mit großer Vorsicht einige Schritte näher und horchte abermals.

Man hörte nur einen einzigen Athemzug.

Die Emigrantin lag da, wie von der Hand des Todes berührt.

Das Licht war weit herunter gebrannt. Das schwarze Ende des langen und gekrümmten Dochtes hing über den Rand des Lichtes, gleich einem wallenden Trauerflor, und der erhärtete Abfluß des Lichtes hatte sich an der einen Stelle soeben zu einem Hobelspahn gekräuselt.

Die abergläubige Welt sagt, diese unheimlichen Zeichen bedeuten einen Todesfall.

Heineke warf von ungefähr seine Blicke darauf und zuckte unwillkürlich zusammen. Dann sagte er unhörbar bei sich selbst:

„Die Tropfen scheinen schon gewirkt zu haben. Sie ruhet sanft — sehr sanft, — zum ersten Male nach ihren unaufhörlichen Fieberphantasieen.“

Dann stellte er den Lichtschirm so, daß durch den geworfenen Schatten desselben das Gesicht der Wärterin ganz bedeckt wurde.

Er horchte und lauschte abermals; — es war Alles

ruhig; — nichts vernehmbar als der sanfte Hauch eines einzigen Athemzuges. —

Mit scharfen, spähenden Blicken musterte er die ganze Umgebung. Seine Blicke schweiften über den Tisch nach dem Cylinder, von da wieder nach dem Bett und der darauf todesbleich ruhenden Hand der Emigrantin.

Mit den geschlossenen Fingern hielt sie den silbernen, hübsch mit erhobener Arbeit verzierten Haken, auf dessen gewundenem und gespaltenem Ring sich verschiedene kleinere und größere Schlüssel befanden.

Heineke betrachtete diese Schlüssel erst eine geraume Weile und bewegte seine Hand dann langsam nach der Bettdecke und der Hand, welche diese Schlüssel hielt.

Als er die Finger der auf der Bettdecke ruhenden Hand berührte, fuhr er schaudernd zusammen. Denn diese Finger waren eiskalt — es waren die Finger einer Todtenhand, welche den Schlüsselhaken in ihrer Erstarrung krampfhaft festhielten, gleichsam um sie nimmer, selbst im Grabe nicht zu lassen.

Es war kein Zweifel mehr, daß die Emigrantin bereits vor einer Stunde gestorben war.

Die Wärterin holte einen schweren Athem, aber sie erwachte nicht.

Jetzt hielt Heineke es für nöthig, sein Unternehmen zu beschleunigen, da er nur noch von zwei sich öffnenden Augen überrascht werden konnte, wenn es das Unglück so wollte.

Deshalb versuchte er so rasch als möglich, die Schlüssel aus den Fingern der Todten zu befreien, allein dieses ließ sich doch nicht so ganz leicht vollbringen, als er dachte.

Es war einige gewaltsame Anstrengung nöthig, um die bereits steif gewordenen Finger zu entfernen und die Schlüssel daraus los zu machen.

Man hörte es zwei, drei mal dumpf knacken — und die Schlüssel befanden sich im Besitz des unheimlichen Räubers, welcher nun mit behutsamer Geschwindigkeit jene untersuchte und gar bald aus ihnen denjenigen herausgefunden hatte, welcher den Cylinder öffnete.

Er schob den Deckel des Cylinders in die Höhe, und siehe! — da stand das Jacaranda-Kästchen mit den silbernen Beschlägen und Verzierungen.

Heineke nahm es mit entzückter Hast unter den Arm, verschloß den Cylinder wieder und entfernte sich mit dem Kästchen, nachdem er den Haken mit den Schlüsseln hastig wieder in die Hand der Todten gebracht hatte.

Als die Wärterin erwachte, war es bereits Tag geworden. Sie betrachtete und befühlte die Daliegende, und gewahrte, daß sie bereits gestorben war.

Dann ging sie hinunter, um dieses Ereigniß zu melden. —

Am Morgen desselben Tages meldete auch die „Staats- und Gelehrte-Zeitung des unpartheiischen Correspondenten,“ daß in der letzten Woche wieder achtundsechszig Personen guillotinirt seien, und unter den aufgeführten Namen der vorzüglichsten Opfer las man auch den des — Grafen von Basson.

---

10. Ein neuer Freund und was mehr?

Die Wittwe Schröder war am Morgen nach jenem Tage, an welchem Heineke bei ihr auf dem Sahl gewesen

war, und wie dieser ihr geboten hatte, zu Matthias Wagner hingegangen, um ihm, wenn auch nach einem schweren Kampfe mit ihrem besseren Gefühle, ihren Wunsch, in die Stiftung aufgenommen zu werden, vorzutragen. —

Das Unglück wollte es, daß sie grade durch die Hausthüre auf die Diele trat, als Matthias Wagner sich dort mit einer anderen Frau und zwar in einem sehr unerquicklichen und zweideutigen Wortwechsel befand.

Diese Frau hatte ein sehr biederes und anständiges Aeußere, war einfach bürgerlich gekleidet und dem Anschein nach schon hoch in den Sechszigen.

„Mit diesen Reden," sagte die Frau, „haben Sie mich hier auf der Diele schon mehrere Male abgefertigt. Ich bin aber eine rechtliche Bürgersfrau; mein seliger Mann war eben wie ich, ein geborner Hamburger; er hat seine Pflichten gegen den Staat und Senat stets treu und gewissenhaft erfüllt, und wären wir durch fremde Eindringlinge und geduldete reiche Wucherer nicht so um unser schönes Erbe gekommen, so würde ich nicht nöthig haben, hier um Ihre Gunst zu betteln. Leider aber muß ich dieses jetzt, und ich glaube wenigstens ebenso viel, wenn nicht bedeutend mehr Recht zu haben, als diejenigen, welche allzeit eine so willige Aufnahme gefunden haben. Aber man weiß wohl, welche diese Begünstigten sind, und warum sie aufgenommen wurden."

„Was sprechen Sie da?" entgegnete Matthias Wagner. „Alle, welche aufgenommen wurden, sind ehrbare und achtbare Wittwen, die dieses Glück verdient haben."

„Ehrbare und achtbare Wittwen?" hub die Frau wieder an. „Nun, da weiß man es doch besser, als Sie selbst es

zu wissen scheinen. Ehrbar und achtbar? Ich dächte schön! Was meinen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß nicht einmal drei Wittwen, vielweniger ehrbare und achtbare, darunter sind. Es würde wahrlich schwerlich halten, wenn die guten Wittwen alle ihren Trauschein und den Bürgerbrief ihres verstorbenen Mannes aufweisen sollten, wie, gottlob! ich und auch noch Andere es können, die hier vor solchen Begünstigten zurückstehen müssen."

„Ich verbitte mir solche gemeine Anzüglichkeiten," sagte jetzt auffahrend Matthias Wagner, und warf einen zornigen Blick auf die Frau. „Ich sage Ihnen, daß jetzt keine Stelle offen ist, und damit Punctum. Marsch — da ist die Thüre, und überlaufen Sie mir diese noch einmal wieder, so werde ich Sie für Ihre Grobheiten belangen lassen."

Damit drehte er der Frau unwillig den Rücken zu, ging in sein Comptoir zurück und schlug die Thüre heftig hinter sich zu.

Die Frau, welche sich eben so lebhaft ausgesprochen hatte, schien sich erst wieder sammeln und ihr Tuch und ihre Dormeuse ordnen zu wollen, indem sie, kräftig Luft schöpfend, noch einige Augenblicke, wie unentschlossen, da stand. Dann warf sie einen langen und durchdringenden Blick auf die eben Eingetretene, sprach noch etwas von „rohem Kerl," „rechtlicher Bürgersfrau," „abgelegten Maitressen" u. s. w. vor sich hin, und verließ das Haus.

Die Wittwe Schröder stand mit der größten Verlegenheit und Zerknirschung jetzt allein auf der Diele. Durch dasjenige, was sie so eben gehört, war gleichzeitig in ihr der Entschluß gereift, ihr Anliegen dem Matthias Wagner nun nicht vorzutragen, sondern unverrichteter und ungehörter

Sache wieder nach Hause zu gehen. Ihr ganzes Herz, aller Muth und alle Entschlossenheit, welche sie vorhin auf fremden Antrieb gefaßt hatte, war jetzt auf ein Mal dahin. Mußte sie sich denn nicht sagen, daß auch ihr durch die gerechten Vorwürfe der unbekannten Frau ein heftiger und tiefer Stich in's Herz versetzt worden sei? War denn auch nicht sie, welche sich jetzt um Aufnahme in die fromme Stiftung bewerben wollte, eine solche, welche diese Wohlthat ebenso wenig verdiente, als diejenigen, denen sie, wie sie gehört, zum allgemeinen Aergerniß zu Theil geworden war? Und jetzt sollte sie es noch über sich gewinnen, dennoch an die Thüre des Comptoirs zu klopfen, und ihr Anliegen mit ebenso viel Ausverschämtheit als Unberechtigung vorzutragen und einen Vorzug zu begehren, der ihr unmöglich zukommen konnte? Nimmermehr! Dazu hatte sie noch immer ihr von der Natur und Geburt mitgegebenes, vom Lande in die große, ausschweifende und gewissenlose Stadt mitgebrachtes Gefühl der Reinheit und Rechtlichkeit. Mochte es nun kommen und ihr gehen wie es wollte, mochte allein Gott, nicht Menschen für sie und ihre Kinder sorgen; sie hatte die Sprache verloren, sie verließ ebenfalls das Haus und war froh, ihren aufgedrungenen Wunsch noch nicht vorgebracht zu haben.

Sie war nicht lange nach ihrem Sahl zurück gekehrt, als sie in das Heineke'sche Haus gerufen wurde, um dort, wie wir gesehen haben, Krankenwärterin zu werden. Unter den sich dort zusammen drängenden Verhältnissen hatten es Gelegenheit und Umstände noch nicht mit sich gebracht, daß es Heineke bekannt geworden, wie und unter welchen Erfahrungen überhaupt sie es gänzlich wieder aufgegeben hatte,

das aufgenöthigte Anliegen vorzutragen. Daß sie sich durch diese Offenbarung harte Vorwürfe und neue Verlassenheit für sich und ihre Kinder zuziehen würde, stand schon klar vor ihren Augen und in ihrem Herzen, aber — sie konnte und wollte es nun einmal nicht anders haben, sie war auf Alles gefaßt, und wollte mit den Ihrigen fernerhin lieber Hunger und Kummer, ja Verzweiflung in den gräßlichsten Gestalten und selbst den Tod ertragen, nur dieses nicht, in die Stiftung aufgenommen, auch mit gescholten und geschmäht zu werden.

So befand die Schröder sich denn offenbar auf der höchsten Stufe der Trostlosigkeit und Verlassenheit, da sie recht gut sah, daß sie selbst sich nun auch die letzte Stütze, den letzten Sern des Armen — die Hoffnung genommen hatte.

War sie aber auch schon von Gott verlassen, der in solchen Fällen den Armen und Unglücklichen mit seiner Hülfe und Vorsehung, mit der sogenannten sonderbaren Fügung meistens am nächsten zu sein pflegt? — Wir werden sehen.

Marie verließ an jenem Morgen, an welchem sich in der Frühe der Todesfall der Emigrantin ereignete, den Sahl, um, wie sie zu ihren beiden kleinen Geschwistern sagte, nach dem Jungfernstieg zu gehen und zu versuchen, ob sie ihrer Mutter nicht ansichtig werden und etwas Geld zum Morgenbrot und Mittag bekommen könnte, in Wahrheit aber, um einen Gedanken auszuführen, der in ihrem jugendlich feurigen Geiste plötzlich als ein glänzendes und leuchtendes Meteor aufgestiegen war.

Sie hatte sich an diesem Morgen in der Frühe nämlich auf einmal daran erinnert, daß, als sie vor zwei Jahren zum Confirmations-Unterricht gegangen war, ihr Beichtvater

sie besonders begünstigt und freundlich behandelt hatte, indem er sie nicht bloß auf der verschämten Wange streichelte und auf den Schooß zog, sondern sie einmal — es war, wenn sie nicht irrte, während der letzten Unterrichtsstunde oder beim Schluß derselben, sogar mit aller Zärtlichkeit christlicher Liebe geküßt hatte.

Warum war sie nicht längst darauf gefallen, dort Hülfe und Beistand zu suchen, wo sie damals mit solcher Liebe behandelt worden war?

Ach! dachte Marie, die christliche Liebe liegt ihm ja offenbar am meisten am Herzen. Wie lange wird er schon nach mir ausgesehen haben, um zu erfahren, wie es mir und uns Allen geht, und um uns durch christliches Wohlthun nach der Lehre des großen Meisters zu helfen und brüderlich mit uns zu theilen. Hatte er sie nicht eben deshalb so viele und schöne, trostreiche und ermuthigende Sprüche der Bibel auswendig lernen lassen, um ihr und Allen zu zeigen, wie treu und liebevoll er gesinnet war? Hatte Jesus nicht gesagt, „wer mir nachfolget, der läßet die Hälfte seiner Güter den Armen. Daran werde ich erkennen, daß Ihr meine rechten Jünger seid, so Ihr wohlthuet und Euch unter einander liebet!“ Und war denn dieses nicht sein rechter Jünger? Hatte er sie als unschuldiges, aufblühendes Mädchen, deren Herkunft noch sogar sehr dunkel war, nicht schon mit allen Beweisen christlicher Liebe behandelt, sie geherzt, auf seinen Schooß genommen und beim Abschied soger geküßt? Wenn sie ihm jetzt, nach zwei Jahren, trotzend dem argen Sündenpfuhle der Welt und darbend mit Mutter und Geschwistern in Noth und Elend, diese Leiden klagte und die Versuchung, in welche der Böse oder

die Schlange der Verführung sie in ihrer Armuth zu locken drohte, sollte er ihr da nicht Trost und Hülfe gewähren? Was konnte einem Seelsorger angenehmer sein, als die christliche Geduld und Beharrlichkeit, das bekümmerte Flehen eines unschuldigen, vor Gott und der Welt reinen, gegen die Verführung redlich kämpfenden Mädchens von sechszehn Jahren!

In diesem treuen und keuschen Glauben, in dieser redlichen Ueberzeugung schlug Marie den vorgenommenen Weg ein, den sie ihren Geschwistern vorläufig verbergen zu müssen glaubte. —

Sie öffnete mit Zittern und Schüchternheit die wohlbekannte Thüre; fragte mit stotternder Verlegenheit, ob Ehrwürden wohl zu sprechen sei, und trat, als dieses von dem Kleinmädchen bejahet war, mit aller Zaghaftigkeit und nachdem sie ehrerbietig drei mal angeklopft hatte, in das Studierzimmer.

Der Seelsorger war gewiß grade in einer sehr günstigen Situation, denn auf dem Tisch stand ein leckeres und sehr einladend duftendes, warmes und kaltes Frühstück, Braten, Austern, Eier, nebst zwei halb geleerten Flaschen mit jenem golden funkelnden Naß oder vielleicht einem noch besseren, durch welches den Mühseligen und Beladenen einmal im Jahre die bußfertigen Lippen benetzt werden zur Vergebung der Sünden.

Als Marie den golden funkelnden Wein erblickte, fiel es ihr schwer auf's Herz — denn ach! sie war ja seit den zwei Jahren noch nicht einmal wieder zum Abendmahl gewesen!

Sie wagte kaum einige Schritte näher zu treten und

mit bebender Lippe ein „Guten Morgen" hervorzubringen. Alle Beherztheit, aller so frisch und lebhaft in ihrem Geist entglommene Muth war auf einmal dahin. Vor wenigen Augenblicken bildete sie sich noch ein, in dieser ihrer Lage getrost vor Jesus selbst hintreten, seine Hand küssen und ihm zur zuverlässigen Erhörung, in Reinheit und Unschuld, ihre Bitte vortragen zu können, und jetzt verzagte sie sogar vor dem Diener seines Wortes, der noch dazu sich behaglicher und wohl versorgter darstellte, als er, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legen konnte, und brüderliche Theilung lehrte!

„Was willst Du, mein Kind? — Komm näher!" klang es ihr jetzt entgegen.

Sie verneigte sich zwei, drei Mal verschämt und that, wie ihr geboten war.

„Von wem kömmst Du? Bringst Dn mir Etwas?" — fragte Ehrwürden dann weiter, faßte das Mädchen bei der Hand und zog sie zu sich. „Mich dünkt, ich sollte Dich kennen von früher. Aber damals sahest Du besser aus!"

„Ehrwürden haben mich vor zwei Jahren confirmirt," sagte das Mädchen und warf auf den Dasitzenden einen innigen und vertrauensvollen Blick.

„Du siehst so mager und verblühet aus. Aha! ich kenne Dich jetzt. Du wandelst wohl den Weg der Sünde zur Hölle, wie Deine Mutter?"

„Nein" — versetzte Marie kaum vernehmbar und wie zu Boden geschmettert, — „und wenn meine arme, unglückliche Mutter" — — Sie stockte, der Gedanke, welchen sie aussprechen wollte zur Entschuldigung, schien ihr das Herz abdrücken zu wollen.

„Der Teufel schleppt Dich wie Deine Mutter durch den Pfuhl der Sünde," fuhr der Eifernde fort.

„Verzeihung, Ehrwürden!" — sagte Marie mit der Kraft und dem Muth, welche allein das Bewußtsein der Reinheit und Unschuld giebt. — „Ich glaube nicht, solche Vorwürfe zu verdienen. Als Sie mich einst herzten und auf den Schooß zogen, da" — — sie stockte.

„Ja — damals versprachst Du ein hübsches und blühendes Mädchen zu werden. Doch seit jener Zeit ist der Teufel in Dich gefahren. Wärest Du noch so wie damals!"

Ueber Marien's Wangen rollten große perlende Thränen herab.

Der Geistliche schien dabei eine gewisse Rührung zu empfinden. Er hatte bisher sich nicht stören lassen, sondern abwechselnd mit aller Behaglichkeit gegessen und getrunken, und nur wie zur Verdauung die obigen Worte polternd und mit feierlichem Ernst dazwischen gesprochen. Jetzt aber legte er Messer und Gabel bei Seite, that noch einmal einen vollen und schlürfenden Zug aus dem Glase und richtete einen langen und innigen Blick auf die Weinende, welche mit ihren sanften, bleichen Zügen und den genetzten blauen Augen ganz das rührende Bild einer büßenden jungfräulichen Magdalene darbot. Dann streckte er seine rechte Hand aus, erfaßte die Hand des Mädchens und zog sie sanft zu sich, so daß die Weinende fast seine linke Schulter berührte und auf sein linkes Knie gesunken wäre, wenn sie sich nicht kräftig und mit aller Verschämtheit empor gehalten hätte.

„Was hast Du mir denn zu sagen, daß Dich so aufregt?" sagte der Geistliche. Verlangst Du den Trost christ-

licher Liebe von mir, so weißt Du, daß ich ihn nie meinen Beichtkindern verweigert habe. Sprich es aus, was Dein Herz so quält und zusammen preßt! Die Verführung dieser Welt ist groß. Der Mensch aber muß kämpfen mit der Sünde und arbeiten; im Uebrigen aber sich auf Gott und die Hülfe der Menschen verlassen."

„Das habe ich behalten, und darum eben komme ich zu Euer Ehrwürden, um Hülfe und Beistand zu bitten."

„Um Beistand, um Geld — doch nicht etwa von mir? Bist Du nicht die Tochter einer großen und schweren Sünderin? Wirst Du als solche nicht mit Deiner Mutter zur Hölle und ewigen Verdamniß hinabfahren? Erst laß ab von diesem Wege, ehe kann ich Dir meine Hand nicht reichen."

„Bis dahin aber werden wir Alle vor Hunger und Kummer gestorben sein. Wir wollen ja gerne arbeiten, aber — der Verdienst ist so schwach und — wir können keine Arbeit bekommen. Ich wollte Ew. Ehrwürden um die Liebe Jesu daher bitten" —

„Betteln wolltest Du junge und schwere Sünderin?" versetzte mit Entrüstung der Geistliche, „betteln und das gar bei mir? — Da mußt Du Dich an andere Leute oder an die Armenordnung wenden. Wir Geistlichen sind nicht dazu, um in Sünde und Unzucht erzeugte und geborne Kinder zu ernähren. Geh, sage ich. Thue Buße, nahe Dich dem Tische des Herrn." —

„Ach Gott! das thun wir ja gerne, aber — wir haben nicht das Beichtgeld, und dann auch —

„Also nicht einmal das Beichtgeld? Ja, dann freilich seid Ihr nicht mehr zu helfen, und müsset Ihr dahin fahren

in Eurer Sünde. Geh, ich habe zu thun. Laß mich in Ruhe!“ — .

Damit schob er das junge, weinende und tief gebeugte Mädchen hart und unbarmherzig von sich.

Dieses verließ das Haus mit großer Zerknirschung, sich in ihren jugendlichen Plänen und schwärmerischen Erwartungen so bitter getäuscht sehend.

Mit beklommener Brust und starr vor sich auf die Straße blickend, ging Marie ihres Weges. Da sah sie plötzlich ihre Schritte gehemmt und sich aus ihrer tiefen und träumerischen Erstarrung aufgeschreckt durch die freudig ausgerufenen Worte:

„Endlich sehen wir uns einmal wieder! Marie! Bist Du es, oder bist Du es nicht? — Kennst Du mich nicht mehr? — Ich bin ja Dein alter Spielkamerade, Fritz Möller.“

Alle diese Fragen und Ausrufungen richtete ein junger Mensch von etwa neunzehn bis einundzwanzig Jahren, an sie, der ein langes, blasses Gesicht, tief liegende, braune Augen hatte und wenn auch nicht modisch und elegant, doch sehr anständig in einem Rock von dunkel granem Tuch und einer sogenannten baumseidenen Weste gekleidet war.

Um den linken Arm und um den Hut trug er einen schwarzen Trauerflor. —

Das junge Mädchen schlug ihre Augen erschrocken empor und hielt sie einige Augenblicke starr auf den vor ihr Stehenden geheftet, als wisse sie sich nicht gleich Rechenschaft darüber zu geben, wen sie eigentlich vor sich sehe, und ob sie wache oder träume. Dann aber sagte auch sie mit verschämtem Entzücken:

„Fritz! — Ach, wie schön, daß wir uns endlich einmal wieder treffen. — Ich habe schon recht oft an Dich gedacht.“

„So — wirklich?“ fragte Fritz Möller, faßte mit Heftigkeit ihre beiden Hände und sah ihr dabei recht innig in die Augen.

„Komm, komm,“ sagte Marie, und suchte mit Verschämtheit ihre Hände los zu machen. „Die Leute sehen es ja, und sie könnten wohl gar glauben“ —

„Was könnten sie wohl von uns Beiden glauben? — Aber wie geht es Dir denn?“ fügte er mit besonders freundlichem Tone hinzu, als fürchte er durch diese Frage das zarte Gefühl ihres Herzens zu verletzen, indem er gleichzeitig und unwillkürlich einen flüchtigen Blick über ihr ganzes Aeußere hatte hinschweifen lassen.

„Nun, es muß wohl gehen — die Zeiten sind schlecht,“ entgegnete Marie, und konnte einen unwillkürlich sich empor drängenden Seufzer nicht zurückdrücken. „Was hast Du denn aber für Trauer?“

„Ach, meine Mutter ist gestorben. Sie ist schon acht Wochen todt und ich wohne seitdem ganz allein auf dem Sahl.“

„So? Deine Mutter ist todt? Das thut mir sehr leid. Da wird es Dir auf dem Sahl sehr einsam und öde vorkommen.“

„Ja, sehr. Eben deshalb mag ich am Tage auch gar nicht darauf sein. Wenn ich nicht arbeite, so gehe ich umher, um mich zu zerstreuen, wie auch jetzt. Eben komme ich von dem Grabe meiner Mutter.“

„Was hast Du denn für ein Geschäft?“

„Ich bin Cigarrenarbeiter und verdiene wöchentlich

meine funfzehn Mark; Geld genug, nm dadurch eine ganze Familie zu ernähren.“

„Wenn Du Dich nun so einsam und verlassen fühlst, und daneben so viel Geld verdienst, so wirst Du wohl bald daran denken, Dich zu verheirathen. Oder — hast Du Dir nicht vielleicht schon eine Braut ausgesucht?“

„Eine Braut? Nein, die habe ich noch nicht. Aber gestehen will ich es Dir gerne, daß mir des Abends, wenn ich von der Arbeit nach Hause komme und auf meinem Sahle so allein mein Abendbrot verzehre, daß mir dann gar oft schon ganz wunderliche Gedanken durch den Kopf gegangen sind. Daß es auf die Länge nicht so bleiben kann, daß der Sahl für mich allein zu groß und theuer ist, daß ich billiger wohnen und mich billiger einrichten kann, das sehe ich wohl ein. Aber soll ich all' die schönen Sachen so billig an den ersten, besten Juden verkaufen? Unsern — oder jetzt meinen Cylinder, mit dem schönen Bilde auf der Platte und den weißen Marmorsäulen, der so alt ist, als ich denken kann, und in dessen einem Schubfach ich schon als Kind meine Spar- und Marktschillinge aufbewahrt habe! Dann das große, schöne zweischläfige Bett und all das alte messingene Küchengeräth, das sämmtlich ebenfalls so alt ist, als ich. Das Alles sollte ich verkaufen und in profane Hände kommen lassen, während mir daran jeder Riß, jede abgestoßene Stelle theuer und heilig ist, indem sich daran die lebhaftesten Erinnerungen meines Lebens knüpfen? Nein, nimmermehr. Es würde mir das Herz abdrücken. Jetzt steht das Bett in der Stube noch so da, wie ich es habe rein aufmachen lassen, nachdem meine Mutter darin gestorben war, während ich nach wie

vor in der Kammer schlafe. — Aber ich spreche immer über mich und mein Hauswesen, und Du hast gewiß Langeweile und Widerwillen, mir gewaltsam zu zuhören. Wenn ich nur Jemand wüßte, der zu mir zöge, mir das Essen kochte und mein Hauswesen rein und in Ordnung hielte. Hat Deine Mutter noch immer ihr gutes Auskommen?" —

„Ach, nein, wenn ich offen sprechen soll, so haben wir es jetzt grade nicht so reichlich. Meine beiden kleinen Schwestern erfordern auch immer mehr, und der Verdienst ist schwach."

„Marie, wie wäre es, wenn Du — wenn Deine Mutter," verbesserte Fritz Möller sich schnell selbst, um Marie nicht in Verlegenheit zu setzen, „wenn Deine Mutter auf meinen Sahl zöge? Eure Mobilien ließen sich darauf ja auch wohl noch unterbringen, und am Ende könnte man Manches von dem Meinigen auf den Boden setzen."

„Mutter — zu Dir ziehen?" fragte Marie mit lebhafter Verwunderung und schlecht verhüllter Freude.

„Nun, nimm es nicht übel," sagte Fritz, „ich meinte es ja gut, und dachte nicht daran, Dein Gefühl zu beleidigen."

„Wer sagte denn das?" versetzte Marie mit neuer Verwunderung. „Ich meinte ja nur, daß sie auf ein solches Anerbieten sehr gerne eingehen würde."

„Meinst Du?" entgegnete Fritz wieder. „Ach! wie würde mich das glücklich machen. Dann würde ich noch einmal so freudig meine Cigarren machen und arbeiten, denn ich wüßte doch, für wen ich arbeitete, nachdem ich es für meine gute Mut.er leider nicht mehr kann," fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Dürfen wir ein solches Erbieten aber annehmen?"

fuhr Marie fort. „Du könntest Dir selbst etwas zusammen sparen, um nachher ein eigenes Geschäft damit anzufangen.“

„Mach' Dir dadurch keine Sorge. Ich thue es mit gutem Herzen, da wir uns so lange kennen. Und schon das Gefühl und Bewußtsein, nicht mehr alleine zu sein, ist mir ein reichlicher Ersatz für Alles. Dann leben wir froh und zufrieden mit einander, gehen Sonntags aus dem Stein- und Dammthor in's Grüne, und, — nicht wahr, das soll ein Pfingsten werden?“

„Aber wo wohnst Du denn?“ fragte Marie wieder, mit Entzücken auf den Plan eingehend.

„In der Schlachterstraße über No. 37,“ sagte Fritz. „Komm jetzt gleich mit mir.“

„Mit Dir?“

„Nun ja, um vorläufig den Sahl zu besehen. Dann kann Deine Mutter sich auch überzeugen, ob es ihr darauf gefällt; und wenn es ihr und Dir dort gefällt, dann könnet Ihr je eher je lieber einziehen. Ich bezahle für Euren Sahl die Miethe und der Hauswirth —

„Auch das noch!“

„Warum nicht? Habe ich dann doch eine zu versorgende Familie, das macht Lust und Muth. Komm, komm, Mariechen, Du sollst meinen Sahl sehen.“

Damit zog er das junge Mädchen mit sich fort nach der Schlachterstraße.

„Aber wird es sich auch schicken, Fritz? Werden die Leute sich nicht darüber aufhalten und wohl gar denken, daß“ —

Mariens Gesicht wurde von einer sanften Röthe überlaufen und sie stockte verschämt.

„Die Leute? Wer wird sich an Klatschereien kehren,

wenn es gilt, eine gute That auszuführen und einer bekümmerten Familie ein sorgen- und kummerfreies Leben zu gewähren."

Sie waren vor der Sahltreppe angekommen und Fritz sprang vergnügt voran und diese hinauf, während Mariechen mit Lebhaftigkeit folgte.

„Wie Du es hier nett hast?" sagte das junge Mädchen. „Ach, so schön haben wir es lange nicht mehr," fügte sie mit schmerzlicher Wehmuth hinzu.

„Diese Ordnung und Sauberkeit rührt noch von meiner guten Mutter her, und wie sie mir Alles gelassen hat, zum Andenken, so suche ich es zu erhalten. Und nicht wahr, Mariechen, Du wirst es eben so halten? Denn ich glaube, daß Du jetzt meine kleine Hausfrau werden wirst."

„Freilich habe ich für uns schon immer gekocht — wenn — wir etwas zu kochen hatten," sagte das junge Mädchen mit gefühlvollem Ausdruck.

„Du gute Seele!" versetzte Fritz, faßte ihre beiden Hände und sah ihr dabei tief in die blauen Augen, die von einer innigen Freude plötzlich neu belebt waren.

„Weißt Du noch, wie wir schon immer Frau und Mann spielten, als wir noch Kinder waren? Ach! das war eine prächtige Zeit. Und der Himmel wird es so fügen, daß sie so wieder oder für uns durch Wahrheit und Wirklichkeit noch glücklicher wird."

Marie schwieg, aber dachte vielleicht desto mehr.

„Nun, ich werde Dich nicht zwingen," fuhr Fritz fort; „darum nehme ich Euch nicht zu mir. Und wenn Du mich vielleicht auch nicht solltest lieben können, so —

Das junge Mädchen erhob ihre soeben niedergeschlagenen

Augen mit solcher Innigkeit und Zärtlichkeit, daß Fritz sich nicht enthalten konnte, sie lebhaft an sich zu ziehen und — einen Kuß auf ihre bleichen Lippen zu drücken, die darauf purpurn geröthet wurden.

Es vergingen mehrere Minuten, während welcher Beide kein Wort sprachen. Dann fuhr Marie plötzlich wie aus einem Traume der Verzückung empor und sagte:

„Es wird aber wohl Zeit, daß ich nach Hause zurückkehre, und auch Du wirst ungerne Deine Arbeitstunde versäumen. — Wie wird Mutter sich freuen, wenn ich ihr diese frohe Nachricht bringe!"

„Meinst Du?" —

„Kannst Du daran noch zweifeln, wenn ein ganz neues und frisches Leben für uns aufgeht, wenn ich ihr erzähle, welchen — Freund aus alter, guter Zeit ich gefunden habe?

Fritz drückte ihr noch einmal recht warm die Hände, geleitete sie zur Thüre hinaus und folgte ihr dann die Treppe hinunter, nachdem er seinen Sahl sorgfältig wieder verschlossen hatte.

„Nicht wahr — spätestens bis Sonnabend?" sagte er beim Scheiden. „Ich helfe Euch umziehen. Wir werden schon Alles unterbringen. Wetter! das soll ein Leben werden. Und dann brauche ich nicht mehr allein zum Grabe meiner guten, seligen Mutter zu gehen, und ihr Geist wird um uns sein."

„Ich gehe dann mit Dir," sagte Marie, „adieu!"

„Auf baldiges Wiedersehen. Und daß Deine Mutter nur einwilligt!"

Das Mädchen nickte lächelnd und bejahend.

Als sie sich schon etwa zwanzig Schritte von einander getrennt hatten, sah Fritz sich noch einmal um, und sonderbar — grade in demselben Augenblick sah auch Marie sich noch einmal um — dann als sie über den großen Neumarkt war und beim Thielbeck um die Ecke bog, noch einmal, und — Fritz auch, und Beide waren sich aus dem Gesicht gekommen.